

## Die Lehre vom Willen in der neueren Psychologie.

Kritisch erörtert

von

**Oswald Külpe.**

(Schluss.)

---

### B. Die positiven Willenstheorien.

Die Betrachtungen des vorigen Abschnitts haben, wie ich glaube, zu dem allgemeinen Ergebniss geführt, dass die bisher besprochenen Theorien den Thatsachen der inneren Erfahrung nicht gerecht werden. Der Grund hierfür war erkennbar in den metaphysischen, logischen, genetischen oder physiologischen Voraussetzungen, welche mehr oder weniger bestimmenden Einfluss auf die Beurtheilung des Gegebenen übten. Daraus folgt nicht, dass für die Vertreter der nun zu behandelnden Ansichten solche Einflüsse keine Bedeutung gehabt haben. Aber dass die unmittelbare innere Erfahrung ihnen die wichtigste Quelle ihrer Ansichten gewesen, wird man behaupten dürfen. Einer Gruppe hier logisch zu subsumirender Meinungen könnte man diese Quelle abzusprechen geneigt sein, nämlich jenen, welche eine unbewusste Realität des Willens, wie Schopenhauer, vertreten. Diese würden innerhalb der positiven Theorien etwa die Rolle jener relativen spielen, die uns im vorigen Abschnitt beschäftigt haben. Aber ich weiß keinen Psychologen, welcher bei Ablehnung der elementaren Bedeutung des Willens im Bewusstsein einen unbewussten Willen gefordert und darauf eine Theorie geistigen Lebens gegründet hätte. Und das ist begreiflich genug. Denn der eigenthümliche Inhalt des Willensbegriffes verflüchtigt

sich zu einer undeutlichen Abstraction, wenn man ihn im Sinne einer psychischen Causalität oder Kraft überhaupt gebraucht. Von einem modernen Psychologen darf man einen derartigen Rückfall in alte psychologische Unwissenschaftlichkeit nicht erwarten. Ich muss es mir versagen, auf solche Anschauungen näher einzugehen. Immerhin scheint mir auch bei ihnen die innere Erfahrung Ursprung und Schlüssel ihrer Speculationen zu sein, denn der bewusste Willensact bildet die Grundlage für solche metaphysische Erweiterung seiner Bedeutung.

Als Repräsentanten der unbewussten Realität des Willens möchte ich nur Göring hier namhaft machen, weil er mit psychologischen Gründen und ohne Einfluss metaphysischer Voraussetzungen dieselbe vertreten hat<sup>1)</sup>. Er meint, dass Gefühle die Bewusstseinserscheinung des Willens bilden, dass aber letzterer nicht eine besondere, neben Vorstellung und Gefühl erkennbare bewusste Existenz besitzt. Diese Ansicht stützt er streng genommen nur auf drei Punkte: erstlich auf die Erfahrungsthat, dass man sich über seinen Willen täuschen könne, was nicht möglich wäre, wenn er in unmittelbarer Weise wahrgenommen würde; zweitens auf eine Anzahl von Beobachtungen des gewöhnlichen Lebens, welche die Anerkennung der Priorität des Willens oder seiner untersten Stufe, des Triebes, enthalten sollen; drittens auf die von Kussmaul mitgetheilten Erfahrungen über die psychische Entwicklung des Neugeborenen. Der erste Grund ergibt aber durchaus nichts, was nicht für Vorstellungen und Gefühle ebenso gälte. Denn genauer besehen, täuschen wir uns nicht sowohl darüber, ob wir wollen, sondern vielmehr darüber, was wir wollen. Dann sind aber Vorstellungen und Gefühle, welche den Inhalt des Willens ausmachen, mindestens ebenso sehr der Täuschung unterworfen, wie der Wille selbst. Andererseits muss aber streng unterschieden werden zwischen dem Irrthum, den der Psycholog bei der Feststellung psychischer Thatbestände, vor allem der Elementarphänomene begeht, und demjenigen, welchem wir im gewöhnlichen Leben als erwartende, hoffende, fürchtende, erinnernde Wesen unterliegen. In jener Beziehung ist aber bekanntlich eine besondere Classe »Gefühle« lange Zeit nicht aner-

1) System der kritischen Philosophie I S. 60 ff.

kannt worden. Und diese Thatsache begreift sich, weil uns für gewöhnlich eben nur complicirte psychische Acte gegeben sind und die analysirende Behandlung derselben leicht fehlgreifen kann.

Was den zweiten Punkt anbetrifft, so scheint mir eine ungenügende Auffassung des Triebes den Grund für alle Folgerungen aus einzelnen Beobachtungen zu bilden. Wenn Göring z. B. meint, dass wir Gefühle dadurch am leichtesten beseitigen, dass wir die sie verursachenden Triebe aufheben oder bekämpfen, so kann man mit gleichem Recht behaupten, dass wir die Triebe am wirksamsten vertreiben, wenn wir die ihnen zu Grunde liegenden unangenehmen Empfindungen irgendwie fortschaffen. Was ist aber außerdem ein Trieb, wenn nicht eine aus einem Unbehagen hervorgehende innere und äußere Bewegung? Was ist z. B. der Nahrungstrieb ohne die Hungerempfindung und der Geselligkeitstrieb ohne die quälende Empfindung des Alleinseins? Wie in allem diesem ein unbewusster Trieb sich als eigentlicher Grund soll geltend machen können, ist mir unverständlich. Auch die Beurtheilung der an Neugeborenen constatirten Thatsachen führt zu keinem anderen Resultat. Denn abgesehen davon, dass diese Beurtheilung schwer und mittelbar ist, also nicht den gleichen Erkenntnisswerth besitzt, wie die aus der unmittelbaren inneren Wahrnehmung geschöpften Erfahrungen, so ist doch dasjenige, was wir im Kinde als Trieb bezeichnen und aus seinen Bewegungen erschließen, offenbar als ein complicirtes, d. h. als ein in einzelne Sondervorgänge noch wenig oder gar nicht geschiedenes Phänomen anzusehen, in dem mit einem unbestimmten Empfindungs- und Gefühlsact ein Willensact untrennbar verschmolzen ist. Die gleiche Realität im Bewusstsein ist daher diesem wie jenem zuzuerkennen.

Als positive Willenstheorien sehe ich alle diejenigen an, welche die elementare Selbständigkeit des Willens annehmen. Nachdem ich die Vertreter eines unbewussten Willens insoweit von meiner Untersuchung ausgeschlossen habe, als sie rein metaphysische Tendenzen verfolgen, bleibt mir als Eintheilungsgrund nur folgender übrig. Man kann nämlich das Elementarphänomen Wille den anderen elementaren Bewusstseinsvorgängen in der Weise coordiniren, dass jenem nur ein sehr beschränkter Einfluss auf das innere und äußere Geschehen zugestanden wird, oder demselben eine umfassende

Bedeutung für dieses beilegen. Auch der Begriff des Willens wird in beiden Fällen verschieden sein, und zwar ist der Umfang desselben im letzteren Falle größer, als im ersteren. Ich werde daher die beiden Hauptgruppen des vorliegenden Abschnittes unter den Titeln des engeren und des weiteren Willensbegriffs abhandeln dürfen.

### I. Der engere Begriff des Willens.

Unsere Kritik der negativen Theorien forderte in erster Linie die Anerkennung eines selbständigen Willenselements innerhalb der Bewusstseinserscheinungen und die klare Berücksichtigung desselben innerhalb der Theorie des geistigen Geschehens. Beide Postulate dürfen wir hier als erfüllt ansehen, der Wille wird den Vorstellungen und Gefühlen coordinirt und findet seine eigenthümliche Stelle unter den wirksamen Factoren des seelischen Lebens. Hier erhebt sich daher eine andere prüfende Frage, nämlich nach dem empirischen Wesen des Willens und nach dem entsprechenden Einfluss desselben auf das psychische Geschehen. In verschiedener Weise lautet die Antwort auf diese Frage: von Lotze wird die Bedeutung des Willens in den Entschluss oder die Entscheidung verlegt, von Bain in eine von Gefühlen der Lust und Unlust geleitete Spontaneität, und Ribot vertritt eine mittlere Ansicht, indem er einerseits den Entschluss, andererseits eine ursprüngliche Reactionsform lebender Materie als Wollen anspricht. Er bildet auf diese Weise den Uebergang zu der zweiten Gruppe und erinnert zugleich an die relativ negirenden Richtungen, indem er die positive Wirksamkeit des entscheidenden Willens zum bloßen Symbol oder Kriterium verflüchtigt.

#### 1. Der Wille als Entschluss.

Die moderne Psychologie verdankt Lotze ihre erste scharfsinnige und umfassende Verbindung mit der Physiologie. Seine Ueberzeugung von der allgemeinen Geltung der Gesetzmäßigkeit, des Mechanismus im Geschehen der Welt ermöglichte ihm eine unbefangene Beobachtung des Gegebenen und eine strenge Bearbeitung des Erfahrungsgebietes. Daneben hatte er das eigentlich Werthvolle in ethischen und metaphysischen Ueberlegungen gesichert, welche sich mit jener mechanischen Weltansicht vertragen sollten. Nirgends konnte jedoch ein Conflict dieser beiden Richtungen seines

Geistes leichter erfolgen, als in der Psychologie, zumal in einer physiologischen. Der Zusammenhang mit der älteren Auffassung der Psychologie, wonach sie einen rationalen und empirischen Theil habe, ist bei Lotze noch deutlich erkennbar, indem er seine Medicinische Psychologie mit metaphysischen Erörterungen beginnt. Die moderne physiologische Psychologie betrachtet sich ganz als empirische Wissenschaft, indem sie auf die Voranstellung metaphysischer Hypothesen über das Wesen der Seele und ihre Beziehung zum Körper verzichtet.

Auch Herbart sprach von der Wirkung des Körpers auf die Thätigkeiten der Seele, aber ohne genauer darauf einzugehen, und in einer Beschränkung derselben auf drei Punkte: den Druck des Leibes, seine Resonanz und seine Mitwirkung beim Handeln. Bei Lotze finden wir das physiologische Moment in stärkerem und breiterem Maße betont, aber auch er war noch von dem Gedanken eines durchgängigen Parallelismus des physischen und geistigen Geschehens entfernt. Die Herrschaft dieser Idee charakterisirt nun gerade die moderne physiologische Psychologie. Die metaphysischen Grundlagen sind bei Herbart sehr specieller Art, sie erstrecken sich bis auf die einzelnen psychischen Vorgänge; bei Lotze sind sie allgemeiner Natur, behandeln nur Wesen und Sitz der Seele und das Problem der Wechselwirkung mit dem Körper. Nur in einer Frage, welche allerdings die Psychologie offen lassen soll, zeigt sich der übergreifende Einfluss der Ethik und Metaphysik, nämlich bei dem Freiheitsproblem. Die Idee des allgemeinen Mechanismus verlangte auch hier ihre volle Geltung, ein freier, sich selbst bestimmender Wille steht in offenbarem Widerspruch zu der Gesetzmäßigkeit, welche die ausnahmslose Form allen Wirkens und Geschehens bilden soll. Der Begriff der Freiheit aber zeigt sich so nahe mit demjenigen des Willens bei Lotze verknüpft, dass wir unmittelbar der Bestimmung desselben uns zuwenden dürfen.

Die alte Dreieit seelischer Vermögen wird von Lotze vertreten<sup>1)</sup>. Doch meint er damit nicht, »dass Vorstellen, Gefühl und Wille als drei unabhängige Entwicklungsreihen mit geschiedenen Wurzeln entspringend sich in den Boden der Seele theilen, und, jede für sich fortwachsend, nur mit ihren letzten Verzweigungen

1) Mikrokosmos I<sup>4</sup> 199 ff.

sich zu mannigfachen Wechselwirkungen berühren.« Vielmehr sind meist »Ereignisse des Vorstellungslaufes die Anknüpfungspunkte der Gefühle«, und aus diesen pflegen sich begehrende und abstoßende Strebungen zu entwickeln. Aber damit kann nur angedeutet sein, dass jene psychischen Acte Anlass oder Gelegenheit für die Seele werden, neue, etwa den Willen, zu erzeugen. / Denn in den Vorstellungen für sich liegt nichts, was mit Nothwendigkeit Gefühle zur Folge hätte, und in diesen nichts, was Strebungen unmittelbar hervorriefe.

Die eigenthümliche Bedeutung des Wollens<sup>1)</sup> ist wohl zu unterscheiden von dem Wissen, dass ich handle, und von dem Glauben, dass ich handeln werde, desgleichen von den sinnlichen Trieben und der Fülle gewohnheitsmäßiger Handlungen, die uns außer Vorstellungen und Gefühlen kein eigenartiges Element darbieten. / »Nur da sind wir überzeugt, es mit einer That des Willens zu thun zu haben, wo in deutlichem Bewusstsein jene Triebe, die zu einer Handlung drängen, wahrgenommen werden, die Entscheidung darüber jedoch, ob ihnen gefolgt werden soll oder nicht, erst gesucht und nicht der eigenen Gewalt dieser drängenden Motive, sondern der bestimmenden freien Wahl des von ihnen nicht abhängigen Geistes überlassen wird.«

Der Wille erweist sich demnach nur in verhältnissmäßig seltenen Fällen wirksam, wir dürfen nur da von ihm reden, wo eine Wahl, ein Entschluss stattfindet. Seine Bedeutung für das innere und äußere Geschehen wird sich daher folgendermaßen bestimmen lassen. Sind uns mehrere Vorstellungen mit entsprechenden Gefühlen gegeben, so besteht das Wollen in einer klaren Bevorzugung oder Billigung einer von ihnen, und diese hat dann ihrerseits alle diejenigen Zustände oder Bewegungen zur Folge, welche sich mit einer vom Willen unabhängigen Gesetzmäßigkeit an sie knüpfen. Eine äußere Willenshandlung wäre also ausschließlich da zu constatiren, wo unter verschiedenen möglichen Bewegungsvorstellungen durch die freie Wahl des Willens eine zur Geltung gebracht wird oder gebracht worden ist.

Ich meine, dass hier nur ein Doppelt möglich ist: entweder ist der Entschluss, in welchem Lotze die eigentliche That des

1) Medicin. Psych. 300 ff. Mikrokosmos I 286 ff.

Willens sieht, ein complicirter Act, oder er bildet nichts der Wahlhandlung Eigenthümliches und muss demgemäß auf eine Reihe anderer Erscheinungen ausgedehnt werden. Die freie Wahl des Geistes kann z. B. nach der Erfahrung als vernünftige Ueberlegung aufgefasst und dann als eine Folge complicirter Vorgänge angesehen werden. Das kann offenbar Lotze's Meinung nicht sein, da er allen möglichen Inhalt des Willens durch den unwillkürlichen Verlauf der Vorstellungen und Gefühle herbeigeführt werden lässt und dem Willen die Freiheit unbeschränkter Wahl zwischen dem zuweist, was ihm von dorther geboten wird. Ist aber Wählen demgemäß nicht soviel wie Erwägen, Ueberlegen, dann wüsste ich nicht, worin der entscheidende Impuls der Wahlhandlung sich qualitativ unterscheidet von demjenigen, welchen wir bei den von Wundt sog. eindeutig bestimmten Willenshandlungen in uns wahrnehmen. Die Größe des Impulses mag dort vorher oder nachher deutlicher bewusst werden, weil der Kampf der Motive unsere Willensleistung zu verstärken scheint. Aber die gleiche innere Thätigkeit wird uns in beiden Fällen bei aufmerksamer Betrachtung des Thatbestandes nicht entgehen. Ich meine also, dass der als Fähigkeit freier Wahl, d. h. freier Entscheidung bestimmte Wille, sofern er einen eigenthümlichen Bewusstseinsvorgang darstellt, sich auch überall da nachweisen und annehmen lässt, wo ein einziges Motiv uns zu einer inneren oder äußeren Handlung veranlasst. Man könnte auch diese Erscheinung als Wahlact bezeichnen, weil dem Willen die Fähigkeit oblag, auch ablehnend sich zu verhalten. Aber wer möchte nun in allen den Fällen, wo der einzig auftauchende und leitende Vorstellung gemäß gehandelt wurde, festzustellen wagen, ob solche Wahl stattgefunden oder nicht? Es zeigt sich hier deutlich, dass, sofern Wählen nicht Ueberlegen ist, ein Unterschied zwischen dem Entschluss oder Impuls in dem einen und in dem anderen Falle nicht getroffen werden kann.

Aber eine wichtige Erfahrung darf bei der Wahlhandlung nicht übersehen werden, nämlich die natürliche Ueberzeugung, dass es nicht die Vorstellungen und Gefühle als solche sind, die durch ihr gegenseitiges Steigen und Sinken, Streben und Widerstreben zu einem festen Resultat führen, sondern dass wir noch in besonderer Weise uns wirksam wissen, wenn wir mit Grund einer Vorstellung

zur Herrschaft verhelfen. Mit Nichten kann man diese Thatsache, die wir unmittelbar erleben und welche somit die ganze unwiderstehliche Kraft einer unmittelbaren Gewissheit besitzt, für illusorisch halten. Und man erklärt sie nicht durch ein hinreichend mannigfaltiges Spiel wider einander streitender Vorstellungen und Gefühle oder Gehirnerregungen. Dass aber gerade die Wahlhandlung uns diese Thatsache aufdrängt, ist begreiflich genug. Denn der eindeutig bestimmte Willensact ermöglicht wenigstens eine Interpretation in jenem negativen Sinne, insofern bei der Untheilbarkeit dieses Actes der Vorstellung als solcher zugeschrieben werden kann, was doch aus ihr noch nicht folgt. So wird es auch verständlich, wie die eigentliche Bedeutung des Willens eben in solchem entscheidenden Impulse gesehen werden konnte, wo seine Wirksamkeit eine zwingende Deutlichkeit annimmt. Hier setzt auch offenbar die Frage nach der Freiheit des Willens ein. Aber da ich bisher derselben in meiner Arbeit näher zu treten vermieden habe, will ich auch hier Lotze's Ansicht darüber nicht discutiren, obwohl sie gerade besonderes Interesse bietet<sup>1)</sup>.

## 2. Der Wille als die von Gefühlen geleitete Spontaneität.

Früher als in Deutschland hat in England die empirische Psychologie eine wissenschaftliche Pflege gefunden. Der gesetzmäßige Zusammenhang unserer inneren Zustände lenkte vor allem die Aufmerksamkeit auf sich, und so bildete sich früh diejenige Richtung hier aus, welche unter dem Namen einer Associationspsychologie bekannt ist. Daneben machte sich dann in unserem Jahrhundert das Streben geltend, die verschiedenen geistigen Vorgänge in Bezug auf ihre Eigenthümlichkeit und Zusammensetzung zu untersuchen, so namentlich bei Thomas Brown und bei James Mill. Den ausführlichsten und durch reiches empirisches Material begründeten Versuch, beiden Richtungen zu genügen und zugleich allgemeine physiologische Anschauungen zu verwerthen, verdanken wir A. Bain, dessen Werken wir auch eine eigenartige Auffassung des Willens entnehmen können. Der Entwicklungsgedanke, dem wir bei Spencer begegnen, ist hier nur in beschränkterem Maße

1) Die Bedeutung der Strebungen und das Verhältniss derselben zum Willen ist leider von Lotze nicht näher berührt worden.

zur Anwendung gelangt, aber in Bezug auf die individuelle menschliche Entwicklung gründlich berücksichtigt worden. Gerade der Entwicklung des Willens im Menschen hat Bain eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und hier theilweise eine vom Hergebrachten abweichende Auffassung zu begründen gesucht.

Er geht aus von der üblichen Dreitheilung seelischer Thätigkeiten, die als Fühlen, Wollen und Denken unterschieden werden<sup>1)</sup>. Das Wollen bedeutet nach ihm alle Activität, soweit sie durch Gefühle geleitet wird, und als das allgemeinste Gesetz desselben bezeichnet er die Thatsache, dass Lust die Activität hervorruft, um sich zu verlängern, zu wachsen oder erneuert zu werden, und dass Unlust die Activität erregt, um sich zu unterdrücken, zu verringern oder fernzuhalten. Die Hauptthatsachen des Denkens bestehen in der Unterscheidung, Vergleichung und in der Erinnerung. Es erscheint mit dem Wollen stark verschmolzen, und es ist uns kaum möglich, in einem exclusiven Zustande der einen oder der anderen Art zu verharren, aber die wissenschaftliche Erklärung setzt voraus eine Trennbarkeit der in Wirklichkeit vereinigt gegebenen Zustände. Unverkennbar wird von Bain auf die Feststellung elementarer Bewusstseinszustände wenig Gewicht gelegt, denn schon in den genannten Thatsachen des Denkens treten uns keine einfachen Thätigkeiten entgegen. Es soll diese Dreitheilung nichts weiter sein als eine Classification des erfahrungsmäßig Gegebenen, und innerhalb der einzelnen so gewonnenen Gruppen wird dann auch wohl der Gesichtspunkt ihrer Zusammensetzung geltend gemacht. Darin zeigt sich die alte Neigung der englischen Psychologie, mehr die Art des Zusammenhangs und die Entstehung desselben, als die Beschaffenheit des in solchen Zusammenhang eingehenden Einfachen zu behandeln. Diese Thatsache erschwerte mir sehr die Einordnung Bain's in meine Arbeit. Er wirft die Frage gar nicht auf, ob in dem Willen ein eigenthümliches Elementarphänomen anzunehmen sei oder nicht. Dennoch schien es mir richtiger, seine Ansicht innerhalb der positiven Theorien zu betrachten, weil er in der Spontaneität ein wichtiges und nothwendiges Characteristicum aller willkürlichen Thätigkeit erkannt hat, und ich keinen Grund habe

---

1) *Les sens et l'intelligence* 1874. S. 2 ff.

anzunehmen, dass dieselbe als eine lediglich physiologische Erscheinung, nicht als Bewusstseinsvorgang aufgefasst werden soll. Leider hat er sich auch über diese wichtige Frage nicht direct ausgesprochen.

Vielleicht wäre es dennoch richtiger gewesen, die Bain'sche Theorie in den ersten Abschnitt zu verlegen und sie hier sogar den absolut negirenden Richtungen zuzuzählen. Denn die Activität oder Spontaneität wird in viel zu allgemeiner Weise eingeführt, als dass sie immer als Bewusstseinserscheinung gelten könnte. Sie wird für eine centrale Energie erklärt, die ohne äußeren Reiz, als Reaction auf die allgemeine Ernährung die Muskeln innervire. Zum Willen scheint sie nur in Beziehung zu treten, insofern Gefühle sie veranlassen. Ob in diesem Falle stets diese Activität sich im Bewusstsein als innere Thätigkeit kundgebe, wird von Bain nicht gesagt. Da mir dies aber wirklich stattzufinden scheint, so nehme ich keinen Anstoß, insofern der Activität eine eigenthümliche, elementare Bedeutung für alle Willensthätigkeit beizulegen. Sollte dagegen, wie es zuweilen aussieht, der Wille nach Bain nichts anderes sein, als eine auf physiologischem Wege zu Stande gekommene Verbindung zwischen den Gefühlen und den Handlungen, also Bewegungen, so würde das meiste von dem, was ich oben gegen die verschiedenen Vertreter der absolut negirenden Anschauungen einzuwerfen gehabt habe, auch auf ihn Anwendung finden. Nur insofern wäre seine Theorie jenen überlegen, als die Annahme einer centralen Spontaneität wenigstens physiologisch den Thatsachen besser entspräche. Wenn ich nun von der Voraussetzung ausgehe, dass die von innen heraus erfolgende Activität auch eine rein psychologische Bedeutung besitze, so gelange ich zu dem Urtheil, dass diese Auffassung des Willens zu eng ist, weil sie an das Mitwirken der Gefühle als der jedesmaligen Motive gebunden ist und weil sie dem Willen direct nur einen Einfluss auf die Muskeln, also auf äußere Bewegungen, nicht auf innere Vorgänge zuschreibt. Diese Meinung gedenke ich im Folgenden ausführlicher zu begründen. Man wird es begreiflich finden, dass ich bei dem Hauptinteresse, das ich an der Grundlegung der Willenslehre nehme, auf die vielen wichtigen und lehrreichen Einzelausführungen nicht eingehe.

## a. Darstellung der Bain'schen Willenstheorie.

Als die beiden Elemente des Willens werden von Bain die spontane Activität und das Gefühl bezeichnet<sup>1)</sup>. Der Nachweis der ersteren und die Entstehung einer Verbindung zwischen beiden ist die eigentliche Aufgabe der psychologischen Erklärung des Willens. Jene besteht darin, dass durch einen aus den Nervencentren kommenden Reiz in Abwesenheit jedes äußeren Eindrucks und ohne vorhergehendes Gefühl eine Bewegung ausgelöst wird. Die Begründung dieser Annahme kann ich hier nicht näher verfolgen, sie setzt sich aus Thatsachen zusammen, welche mit willkürlichen Bewegungen nichts zu thun haben. Ob hier nicht etwa speciellere physiologische Vorstellungen Platz greifen können, mag unerörtert bleiben, eine spontane Bewegungstendenz ist jedenfalls physiologisch und psychologisch begreiflich und von allgemeiner organischer Bedeutung. Für die Gefühle der Lust und Unlust gelten folgende allgemeine Gesetze: jede Lust ist mit einer Steigerung, jede Unlust mit einer Herabsetzung der Lebensfunctionen verbunden. Darin ist die Möglichkeit gegeben, eine Verbindung mit äußeren Thätigkeiten herzustellen, welche jene Erscheinung hervorzurufen oder zu unterstützen, diese zu verhüten oder zu beseitigen vermögen. Solch ein Band zwischen Gefühl und Bewegung existirt nicht von vorn herein, sondern wird im Laufe der individuellen Entwicklung erworben. Als Mittelglied dient hierbei jene spontane Activität, welche in den Dienst der Gefühle tritt. Voraussetzung für die zweckmäßige Entwicklung ist außerdem die Trennbarkeit der einzelnen Organe, die gesonderte Benutzbarkeit der verschiedenen Muskeln und Glieder, und diese wird durch die Constitution, durch die Existenz isolirter Fasersysteme gewährleistet. Endlich aber muss noch die Fähigkeit angenommen werden, Verbindungen, die sich einmal gebildet und öfter wiederholt haben, zu behalten, in irgend welcher Weise so zu bewahren, dass sie leicht wieder in Kraft treten können, sobald nur das eine Glied derselben gegeben ist.

Hiernach lassen sich nun die allgemeinen Typen für die Entwicklung jener zweckmäßigen Verbindung angeben. Nehmen wir

1) I S. 258 ff. II S. 303 ff. Ich citire die beiden großen Werke von Bain als I in der französischen Uebersetzung von Cazelles: *Les sens et l'intelligence* 1874, und als II *The emotions and the will*. Third edition 1880.

an, dass die Bewegungen, welche einfach aus einem Uebermaß der Kräfte hervorgehen, zufällig von der Art seien, dass sie die vorhandene angenehme Empfindung verstärken. Dann würden nicht nur die allgemeinen vitalen Functionen gesteigert werden, sondern auch die betreffenden Bewegungen wachsen und fort dauern, und es würde sich so die Lust selbst nähren und damit dem Gesetz der Selbsterhaltung dienen, welches das organische Leben in seinen mannigfachen Formen beherrscht. Soviel die Bewegungen die Lust vergrößern, soviel fügen sie dem inneren Reize hinzu, von dem sie ausgehen. Sobald sie aufhören lusterregend zu wirken, sehen wir ihre Beschleunigung, die Folge eines Wachstums der inneren Kräfte, nachlassen. Hat dagegen ursprünglich eine spontane Bewegung Schmerz zur Folge, so tritt Depression der Lebensfunctionen ein und demgemäß auch eine Aufhebung der veranlassenden Bewegung. Endlich kann eine zufällige Bewegung eine Unlust beseitigen und erhält dadurch eine für die Zukunft folgenreiche Bedeutung. Durch häufige Wiederholung bilden sich dergestalt feste Verbindungen zwischen bestimmten Gefühlen und Bewegungen aus, und diese Verbindungen sind die elementaren Formen aller Willensacte. Um Bain völlig zu verstehen, müssen wir uns noch ausdrücklich vergegenwärtigen, dass er dem Begriff Gefühl »feeling« sowohl alle angenehmen und unangenehmen Empfindungen, als auch die Affecte unterordnet. Nur dies erklärt uns die individuelle Beschaffenheit einer jeden Verbindung; es muss hier nicht nur die Bewegung eine bestimmte, eigenartige sein, sondern ebenso die vorausgehende angenehme oder unangenehme Empfindung specifischen Charakter haben. Dann genügt freilich die physiologische Vorstellung nur, wenn man die Erhöhung resp. Verminderung der vitalen Kräfte bloß auf Lust und Unlust bezieht und davon die specielle Verbindung zwischen Empfindung und Bewegung, wie wir dann sagen würden, in allgemeiner Weise abhängig sein lässt. Wir haben uns also zu denken, dass eine lustfördernde Bewegung einerseits als die Folge einer irgendwie durch bestimmte Empfindungen erregten spontanen Activität auftritt, andererseits verstärkend auf die vorhandene allgemeine Lebensenergie wirkt. Ein directes Band zwischen dieser und den einzelnen Bewegungen anzunehmen ist deshalb unmöglich, weil es nicht zu begreifen wäre, wie das

Eine, Gleichartige verschiedene Bewegungen zu verschiedenen Zeiten in gesetzmäßiger Weise hervorzurufen vermöchte. Das Band besteht also zwischen der einzelnen Empfindung oder dem einzelnen Empfindungscomplex und der einzelnen Bewegung oder dem einzelnen Bewegungscomplex, und die Verstärkung oder Herabsetzung der Gesamtheit nervöser Energie wirkt nur als Directive bei der Entstehung einer solchen Verbindung mit, indem jene sie herbeiführt und diese sie verhütet.

Triebe und Begierden sind Formen des Wollens, hervorgegangen aus den Bedürfnissen des organischen Lebens, aus einer unbefriedigten körperlichen Verfassung<sup>1)</sup>. Die Begierde ist nichts Anderes, als das Willensmoment der Empfindung, ihr geht voraus eine aus der Erinnerung bekannte Lust, diese ist kein nothwendiger Bestandtheil des Triebes. Die Entwicklung des Willens hat einen großen Schritt gethan, wenn wir unter dem Antrieb von Lust oder Unlust bewusst Bewegungsversuche machen und sie variiren, bis wir unser Ziel erreicht haben<sup>2)</sup>. Dieser Fortschritt mag in einer ursprünglich vorhandenen schwachen Tendenz begründet sein, die durch die Erfahrung rasch verstärkt wird. Zwei Eigenschaften oder Merkmale des gereiften Willens sind das Bewusstsein einer Anstrengung und die Steigerung der verbrauchten Kraft. Jenes zeigt sich nicht nur da, wo sich Widerstände unseren Absichten in den Weg stellen, sondern auch, wo wir eine Bewegung ausführen, ohne zu wissen, wieviel Kraft zur Erreichung eines gewollten Zieles erforderlich ist. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese gewöhnliche und wichtige Thatsache des entwickelten Willens doch nicht eine ursprüngliche Eigenschaft oder Begleiterscheinung desselben genannt werden kann. Das zweiterwähnte Merkmal kann zum Theil instinctiv sein, wenigstens zeigt es sich so bei niederen Thieren, deren Ortsveränderung eine instinctive Steigerung der Energie voraussetzt.

Die einfache Verbindung zwischen bestimmten Gefühlen und bestimmten Bewegungen complicirt sich dadurch, dass dieselbe Bewegung verschiedenen Bedürfnissen, unvorhergesehenen Umständen genügen kann und sich auf diese Weise neue Associationen bilden. Ebenso können vermittelnde Glieder entstehen, indem sich zwischen

1) I S. 203 f.

2) II S. 319 f.

den verschiedenen Empfindungen Associationen anknüpfen. Es entwickeln sich Verbindungen zwischen Bewegungen und Lauten, wie beim Thiere der Peitschenknall und beim Menschen bestimmte Worte eine befehlende Bedeutung haben. Sodann kommt unsere Fähigkeit der Nachahmung der Entwicklung des Willens zu Gute; das Hauptresultat derselben ist die Sprache. Es bedarf hier weniger einer bestimmten Leitung, als vielmehr einer gewissen Kraft des Impulses, um derartige Bewegungen hervorzurufen. Ferner ist von besonderem Werth, dass wir im Stande sind, einem Wunsche nach irgend einer Bewegung entsprechend zu handeln. Hier wirkt als Veranlassung nicht eine in der Wahrnehmung, sondern eine in der Vorstellung gegebene Bewegung, und die Association besteht dann zwischen den wirklichen Thätigkeiten und den Vorstellungen von denselben. Immerhin kommt noch hinzu ein bestimmendes Motiv, d. h. Lust oder Unlust, sei es eine eben vorhandene oder in Aussicht stehende; nur sie können eine Willensanstrengung hervorrufen, den Uebergang von Ruhe in Bewegung und von einer Bewegung zur anderen begreiflich machen. Von hier zur Wahlhandlung ist es dann nur ein Schritt, Ueberlegung und Entschluss verändern den allgemeinen Typus des Willens nicht. Ohne eine voraufgehende angenehme oder unangenehme Empfindung, sei sie nun unmittelbar gegeben oder vorgestellt, primärer oder abgeleiteter Natur, kann der Wille nicht erregt werden. Die Ausnahmen von diesem Gesetz sind Regungen der einfachen Spontaneität, Gewohnheiten und feste Vorstellungen, aber diese beeinträchtigen nicht die Integrität des behaupteten Principis.

Fragen wir endlich nach dem Einfluss des Willens, so erhellt zunächst eine ausgiebige Wirksamkeit desselben auf das Muskel-system. Alle bisher erwähnte Entwicklung des Willens bezog sich auf seine Fähigkeit, bestimmte Bewegungen hervorzurufen, zu combiniren, fortzusetzen, immer auf angenehme oder unangenehme Empfindungen hin, die als die ausschließlichen Motive jeder Willens-thätigkeit erschienen. Aber die Erfahrung lehrt doch auch einen Einfluss auf unsere inneren Zustände, auf den Vorstellungsverlauf und unsere Stimmungen. Dieser Einfluss kann nur indirect sein. So kann ein Bewegungsreiz, der von irgend einem Affect, z. B. dem Zorn, ausgeht, durch einen anderen, welchen wir dem Willen

verdanken, gehemmt werden, nur ist der letztere hierbei durchaus beschränkt auf diejenigen Muskeln, welche wir als willkürliche bezeichnen können. Es ist bemerkenswerth, dass die Grundlagen einer Gemüthsbewegung derart mit der vom Willen ausgehenden diffusen Centralerregung zusammenhängen, dass die letztere jene unterdrückt, oder umgekehrt. Auf den Gedankengang kann der Wille in zweierlei Weise einwirken. Erstlich dadurch, dass die von ihm ihren Ursprung nehmende allgemeine Erregung des Nervensystems die Intensität des geistigen Fortschritts hebt. Es liegt in der Natur eines stark empfundenen Zweckes, den ganzen Organismus zu reizen, sowohl nach seiner körperlichen, als nach seiner geistigen Seite, und unter der Herrschaft einer solchen Erregung vollzieht sich Alles, was in uns geschieht, lebhafter. Zweitens aber kann der Wille unsere Aufmerksamkeit lenken und concentriren und dadurch die Arbeit des Intellects beeinflussen. Auch diese Fähigkeit des Willens lässt sich auf seine Verbindung mit den Muskeln zurückführen. Denn überall, wo es sich um willkürliche Aufmerksamkeit handelt, kann man ideale Bewegungstendenzen constatiren, die sich zu den wirklichen Bewegungen verhalten wie die Vorstellungen zu den Wahrnehmungen<sup>1)</sup>.

#### b. Kritik der Bain'schen Willenstheorie.

Diese Theorie gibt mir zum ersten Mal Anlass, auf die Verbindung der Gefühle mit den Willensacten genauer einzugehen. Ich setze voraus, dass bei Bain auch die spontane Activität eine bewusste Bedeutung hat und nicht bloß ein Innervationsvorgang ist. Dann ist doch die Mitwirkung des Gefühls für das Zustandekommen einer willkürlichen Thätigkeit, wie ich meine, in ein gar zu starkes Licht gesetzt. Es geht das so weit, dass Bain überhaupt nur von Wollen redet, wo Lust oder Unlust eine Handlung hervorruft. Und hier sind doch wohl drei Fälle anzunehmen. In erster Linie alle diejenigen Handlungen, die eine vorgestellte Lust oder Unlust zum Motiv haben. Was heißt: eine Lust vorstellen? Entweder: alles dasjenige vorstellen, was früherer Erfahrung gemäß mit diesem Gefühl verbunden war oder dasselbe zur Folge hatte, oder die betreffenden Worte vorstellen, welche als Repräsentanten

1) I S. 515 ff. II S. 358 ff.

von Begriffen angenehmer Zustände gelten. Nun kann sich damit ein leises Gefühl der charakterisirten Art gleichfalls einstellen, das actuell erlebt, nicht vorausgesehen wird. Aber das ist meiner Erfahrung nach nicht immer der Fall. Aus einer indifferenten Gemüthslage heraus kann die Vorstellung eines erfreulichen Erlebnisses ohne eine Spur bewusster Lust zu entsprechenden Handlungen führen. Wenn solche Fälle stattfinden, was allerdings bestritten werden kann, so durchbrechen sie jene allgemeine Regel. Denn eine vorgestellte Lust ist dann keine Lust, und es sind lediglich Vorstellungen, welche in solchen Fällen das Handeln bestimmen. Noch klarer scheint dies bei den anderen noch zu erwähnenden Willensacten zu sein, bei den gewohnheitsmäßigen und den Pflichtenhandlungen. Es ist eine bekannte Thatsache, dass Gewohnheit die ursprüngliche Lebhaftigkeit der eine Vorstellung begleitenden Gefühle bis zur Indifferenz abstumpft. Diese Erscheinung äußert sich auch darin, dass für den gewöhnlichen Ablauf eines geordneten Lebens die Gefühle als Motive der einzelnen Handlungen nur eine geringe Rolle spielen. Ich verstehe hierbei unter gewohnheitsgemäß nicht automatisch geworden, es gibt nicht wenige Willensacte, die ohne voraufgehende Gefühle sich dem gleichförmigen Geschehen des täglichen Lebens mit unentbehrlicher Nothwendigkeit eingliedern, wie die Vorstellungen unserer Umgebung, die sich seit Jahren nicht geändert hat. Endlich sind es die Pflichten, welche sich nicht immer von Gefühlen der Lust oder Unlust abhängig machen lassen und doch zweifellos eine bedeutende Stellung in unserem sittlichen Thun einnehmen. Man kann die Pflicht definiren als die feste Ueberzeugung von dem unbedingten Werthe einer Handlung, Handlungsreihe oder Maxime und die derselben entsprechende Empfindung des Zwanges, so und nicht anders zu handeln. Das letztere Merkmal ist dasjenige, was man das Pflichtgefühl nennt. Werth heißt aber nicht soviel als: lustbringender Charakter einer Handlung, es bedeutet die Pflicht eben oft den Verzicht auf irgend eine Lust. Psychologisch sind es aber nur Vorstellungen, welche den Willensacten vorausgehen. Auch eines besonderen Pflichtgefühls werden wir uns nicht immer dabei bewusst, vielmehr nur dann, wenn es irgendwelche Hindernisse zu überwinden gibt, die der unweigerlichen Erfüllung des Pflichtgebotes entgegenwirken. Die

erstmalige Ausführung aller genannten Handlungen mag durch Lust hervorgerufen worden sein, dabei wird doch vielleicht die Pflicht eine Ausnahme bilden, da sie wenigstens im Laufe der individuellen Entwicklung das Resultat einer mehr oder weniger strengen Erziehung zu sein pflegt. Aber das ändert an der Thatsache nichts, dass uns hier eine nicht geringe Zahl von Willenshandlungen vorliegt, deren Motive nicht Lust oder Unlust sind.

Es ist, wie ich glaube, eine logische Ueberlegung, welche diese Ausdehnung der Gefühlsmotive veranlasst: man will einen Grund für das Zustandekommen einer Thätigkeit angeben, und als einziges ausreichendes Motiv scheint ein Gefühl gelten zu dürfen. Aber der psychische Thatbestand muss unabhängig von derartigen Erwägungen zergliedert werden. Es ist vielmehr als eine Aeüßerung psychophysischer Sparsamkeit anzusehen, dass wir nicht jedesmal ein Gefühl aufzuwenden brauchen, um eine Handlung auszuführen, sondern dass, nachdem erst der Werth derselben durch frühere Erfahrung und allgemeinere Ueberlegung festgestellt ist, sie ohne weiteres erfolgt, sobald die Vorstellung derselben appercipirt worden ist. Nirgends kann man dies deutlicher merken, als wo ein Willensact zur wiederholten Aufgabe im Verlaufe psychophysischer Experimente wird. Bei der sensoriellen Reaction habe ich nach Apperception des Eindrucks den Willensimpuls zur Bewegung zu ertheilen. Ich unterscheide beide Vorgänge durchaus und bin mir keines leitenden Gefühls dabei bewusst. Eine solche vollkommen eindeutige Thatsache lässt sich unter der Bain'schen Voraussetzung nicht erklären. Sein Willensbegriff ist also zu eng, weil er nicht alle Willensacte umfasst, sondern nur diejenigen, wo ein Gefühl der Lust oder Unlust das Motiv gewesen. Daraus ist zu folgern, dass wir dem Willen eine größere Selbständigkeit im seelischen Geschehen beizulegen haben, indem weder vorausgehende, noch, wie ich gleich hinzufüge, nachfolgende Zustände für sein Auftreten und seine Wirksamkeit charakteristisch sind. Die eigene Theorie von Bain lässt übrigens sehr wohl eine den erwähnten Thatsachen entsprechende Modification zu. Ich habe oben ausgeführt, dass die specielle Verbindung zwischen einer Empfindung und einer Bewegung besteht und die Gefühle der Lust oder Unlust nur die Entstehung derselben beeinflussen. Es ist daher möglich, dass späterhin das Gefühl

nicht mehr reproducirt wird und die Verbindung ohne dasselbe entsteht und wirksam wird. Vielleicht hat der psychologisch ungenügende Begriff *feeling Bain* an der richtigen Erkenntniss verhindert.

Der Willensbegriff von *Bain* ist auch deshalb zu eng, weil er den unmittelbaren Einfluss dieses psychischen Agens auf eine Gruppe von Muskeln beschränkt, die überhaupt in den Dienst des Willens treten können. Ich lege hierbei kein Gewicht auf die Ausdehnung der spontanen Activität auf andere motorische Organe, welche nie einem Willensact unterworfen sind. Denn dieselbe kommt doch für diesen nur insofern in Betracht, als sie eine Bewusstseinserscheinung ist und sich als solche in beständiger Abhängigkeit von den Gefühlen befindet. Nun lehrt aber die innere Erfahrung, dass unser Vorstellungsverlauf in hohem Maße vom Willen beeinflusst wird. Die Interpretation, welche *Bain* diesem Thatbestande gibt, scheint mir zu folgender Alternative verändert werden zu müssen: entweder kommen die einzelnen Vorstellungen überhaupt nicht ohne ideale oder actuell werdende motorische Impulse zu Stande, oder der Wille hat auf sie einen ebenso unmittelbaren Einfluss, wie auf die Muskeln. Es handelt sich hier nicht um jene allgemeine Steigerung nervöser Erregbarkeit, die auch auf den Vorstellungsverlauf belebend einwirkt, sondern um die willkürliche Lenkung und Concentration der Aufmerksamkeit. Sodann aber ist der Zustand der Aufmerksamkeit nicht ein unabhängig vom Willen denkbarer Grad der Vorstellungintensität, sondern recht eigentlich Thätigkeit des Willens, und es ist eine auch von anderen Psychologen anerkannte Ansicht *Wundt's*, dass zwischen willkürlicher und unwillkürlicher Aufmerksamkeit kein wesentlicher Unterschied besteht.

*Bain's* Meinung muss in dem ersten Gliede jener Alternative ihren adäquaten Ausdruck finden. Ein vorgestellter Kreis setzt voraus eine ideale Vollziehung derjenigen Augenbewegungen, welche bei der Wahrnehmung desselben stattfinden. Dann müssen alle Vorstellungen nicht irgend welchen Associationen mit anderen, sondern idealen motorischen Acten ihre unmittelbare Entstehung verdanken. Dann bewirkt der Wille also im gleichen Sinne mittelbar, wie irgend eine Vorstellung *B* etwa die Reproduction und Fixation einer mit *B* associirten Vorstellung *A*. Eine solche Ansicht,

deren Consequenzen man noch weiter ziehen kann, entbehrt aber durchaus der Stütze der inneren Erfahrung. Wir werden uns keineswegs im Ablauf der Vorstellungen vermittelnder motorischer Tendenzen bewusst, und wo dies geschieht, da machen wir nur die Beobachtung, dass dieselben als Begleiterscheinungen auftreten, die ihrerseits mit den einzelnen Vorstellungen associirt sind. Im Bewusstsein können sich derartige Impulse nur in Form von Innervationsempfindungen geltend machen, sagen wir allgemein, in Form von reproducirten Bewegungsempfindungen, als welche wahrscheinlich die Innervationsempfindungen angesehen werden können. Dass diese die stetigen Mittelglieder der einzelnen Vorstellungen wären, kann man nicht sagen, aber sie sind selbstverständlich mit ihnen associirt und können daher eine jede von ihnen begleiten. Der indirecte Einfluss des Willens müsste demnach richtiger auf diese Bewegungsempfindungen bezogen werden. Man hat sich dann die Wirksamkeit des Willens so zu denken, dass die motorischen Tendenzen, welche von ihm ausgehen, bestimmte Innervationsempfindungen erregen und diese die mit ihnen associirten Vorstellungen reproduciren. Gewiss wird es sich vielfach so verhalten, nämlich überall da, wo nicht diese Vorstellungen, sondern die Bewegungsempfindungen das Object meines Willens bilden. Aber wo ich meine Aufmerksamkeit einer bestimmten Vorstellung, z. B. eines Freundes, zuwende, da ist die Bewegungsempfindung, die sich an die motorischen Impulse knüpft, welche ich idealiter meinen Augen ertheile, durchaus nicht das prius, sondern erscheint gleichzeitig mit der Gesichtsvorstellung. Und das ist begrifflich genug. Denn ich brauche ja, um bei geschlossenen Augen etwa eine solche Vorstellung zu erzeugen, keine Bewegung vorher zu machen. In dem Gesichtsfelde, wie es gerade ist, entsteht zunächst ein Bild des gewollten Objects, aber vielleicht nicht vollständig, sondern nur fragmentarisch, und mit Hülfe von idealen oder wirklichen Bewegungen wird es nun vervollständigt. Endlich aber wäre mir unbegreiflich, wie Bewegungstendenzen gleichartiger Natur die Entstehung verschiedenartigster Vorstellungen erklären sollten. Ich mache doch keine anderen Augenbewegungen, um ein grünes oder rothes Object gleicher Form zu sehen, und spanne mein Trommelfell, wenn ich einen Mollaccord hören will, nicht anders, als zum

Empfange eines Duraccordes. Was aber die Bewegungen bei der wirklichen Wahrnehmung nicht leisten können, das ist ihnen auch für die Vorstellungsreproduction unmöglich. Daraus ist zu schließen, dass mein Wille beides zu thun fähig ist, eine Bewegung hervorzurufen und in den Vorstellungslauf einzugreifen. Dann darf er aber nicht bloß spontane Activität motorischer Art sein. Er ist also auch in dieser Hinsicht von Bain zu eng gefasst worden.

Aber die Aufmerksamkeit selbst ist ein Willensphänomen und der wichtigste Ausgangspunkt für die Feststellung eines solchen. Wir haben nicht nur einen productiven, sondern auch einen receptiven Willen. Jener äußert sich am deutlichsten in den Bewegungsimpulsen, welche eine Handlung unmittelbar veranlassen, dieser kommt am reinsten zur Erscheinung in der Aufmerksamkeit. In beiden Fällen fühlen wir uns thätig, und dieses Bewusstsein eines inneren selbständigen Geschehens ist eben das allgemeine Kriterium der inneren oder äußeren Willenshandlung. Und noch ein Letztes gibt uns die Bain'sche Theorie zu bedenken. Wenn wirklich Lust und Unlust die nothwendigen Triebfedern des Willens wären, so wäre selbstverständlich die stärkere Lust der stärkere Motor. Nun ist aber häufig nicht die unmittelbar empfundene, sondern die in Aussicht stehende, also kaum leise sich regende Lust das entscheidende Motiv. Wie soll das nach Bain erklärt werden? Mit der stärksten Lust ist die lebhafteste Anregung vitaler Energie verbunden, und demgemäß müsste die Willensentscheidung stets zu Gunsten derselben ausfallen. Wenn das nicht geschieht, so folgt daraus, dass der Wille nicht schlechthin von der Lust oder Unlust psychophysisch abhängig, sondern in viel allgemeinerer Weise den mannigfaltigsten Motiven zugänglich ist. Und so führt auch diese Betrachtung zu einer Ablehnung der besprochenen Lehre.

Ich schließe hiermit die Behandlung der Bain'schen Willens-  
theorie. Auf die Entwicklung des Willens näher einzugehen sehe ich mich bei meiner Auffassung jener Theorie nicht genöthigt. Die Hauptpunkte, auf die Alles ankam, glaube ich genügend hervorgehoben zu haben. Die Bedeutung des reichhaltigen Werkes liegt aber weniger in den principiellen Behauptungen, als vielmehr in Einzelausführungen von großer Sorgfalt der Beobachtung und einer fast erschöpfend zu nennenden Fülle von Erfahrungen.

Eine Modification der Bain'schen Willenstheorie vertritt Sergi: *La psychologie physiologique trad. de l'italien par M. Mouton 1888 S. 407 ff.* Er lässt das Wollen von einem Unlustgefühl seinen Anfang nehmen, betrachtet die Spontaneität als die allgemeine Eigenschaft lebender Materie und erblickt das Charakteristische des Wollens in einer während der Pause zwischen sensibler Erregung und motorischem Effect hervortretenden Anticipation des letzteren. Man sieht, dass die Ansicht von Bain hier eine beträchtliche Umformung erfahren hat und sich Sergi eigentlich näher mit der Spencer'schen Theorie berührt. Denn diese Anticipation kann doch keinen anderen Sinn haben als den, eine Vorstellung zu sein. Die Spontaneität hat hier entschieden jede bewusste Bedeutung verloren.

### 3. Vermittelnde Ansicht.

Einen dankenswerthen Beitrag zur Kenntniss der Willenserscheinungen hat Ribot durch eine Untersuchung der pathologischen Störungen geliefert. Es lohnte sich der Mühe, dem psychologischen Problem einmal in dieser Weise nahe zu treten, dass man alle die Fälle, wo eine krankhafte Veränderung des Wollens vorzuliegen schien, analysirte und interpretirte. Die der Entwicklung entgegengesetzte Dissolution vollzieht sich nach einer verbreiteten Annahme so, dass die höchsten Stadien zuerst afficirt werden. Soll aber die Analyse derartiger Vorgänge einen wirklichen Werth besitzen, so muss man sich schon einigermaßen klar sein über die Natur desjenigen, was in pathologischen Zustand geräth. Und so erhalten wir auch in einer Einleitung der *Maladies de la volonté* (1882) eine Mittheilung darüber, was Ribot unter dem Willen versteht.

Unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung betrachtet liegt der Wille innerhalb der Activitätsreihe auf der Linie, die von dem Reflex zum abstracten Begriff führt. Jener hat unmittelbar und selten gehemmt die Bewegung zur Folge, dieser ist fast unfähig eine solche hervorzurufen. Der Trieb erscheint als ein complicirter Reflex physiologisch betrachtet, wird aber zugleich von einer Bewusstseinserscheinung, einer angenehmen oder unangenehmen Empfindung begleitet. Ein höheres Stadium repräsentiren die ideomotorischen Bewegungen, wo Vorstellungen verschiedener Art als

die treibenden Kräfte erscheinen, in Wahrheit nur als die begleitenden Bewusstseinsvorgänge auftreten. In diese Classe gehören auch die willkürlichen Bewegungen, welche von einer vernünftigen Ueberlegung ihren Anfang nehmen.

Der eigentliche Willensact besteht in der Wahl. Diese ist nichts Anderes als ein Urtheil bejahender oder verneinender Art, nur durch die Beziehung, in welcher sie zu Bewegungen steht, verschieden von dem theoretischen Urtheil. Der eigentliche Grund der Wahl ist aber die Angemessenheit oder Unangemessenheit des zu Wählenden zum Ich, und diese Beziehung findet ihren Ausdruck in Gefühlen der Lust oder Unlust. Ich wähle immer, was mir gut oder nützlich oder angenehm, und verwerfe immer, was mir schlecht oder schädlich oder unangenehm ist. Nun hat aber das »Ich will« keinen Einfluss, es deutet nur an einen Zustand, der eventuell eine Bewegung zur Folge hat. Die eigentliche Wirksamkeit liegt in dem psychophysischen Organismus, welcher allein die Fähigkeit besitzt zu handeln oder zu hemmen. Für den Willen ist ganz wesentlich der momentane Zustand des Ich, d. h. alle jene bewussten und unbewussten Regungen, welche den Charakter constituiren. Und so kann man den Willen auch bezeichnen als eine individuelle Reaction. Die Reflexbewegung erscheint als eine allgemeine, keineswegs eigenthümliche, die willkürliche als eine durchaus originelle Reaction. Im Ursprung aber müssen Reactionen individuell gewesen sein, und so hat der Wille seine Entstehung in der ersten Reaction lebender Materie. Ihre Fähigkeit, sich an bestimmte Reactionen zu gewöhnen, lässt erst Reflexe hervorgehen und beschränkt die rein individuellen Aeußerungen auf ein bestimmtes variables Maß.

Dass diese Ansicht eklektischer Natur ist, bedarf kaum der Erläuterung. Einerseits soll die ursprünglichste Aeußerung eines Lebewesens als Wollen gelten, andererseits nur dasjenige diesen Namen tragen, was als eine durch den Charakter bestimmte Wahl in das Bewusstsein des entwickelten Menschen tritt. Zwischen diesen beiden Behauptungen scheint mir doch etwas zu sehr die Brücke zu fehlen. Das Einzige, was dem Wollen im einen und im anderen Sinne zukommt, ist die Subsumtion unter den Begriff einer individuellen Reaction. Aber der Wille ist als Bewusstseins-

thatsache in erster Linie zu begreifen, und es handelt sich also darum, ob zwischen dem wählenden und auf irgend einen Reiz reagirenden Willen ein derartiger Zusammenhang besteht, dass der letztere als bewusstes Rudiment des ersteren angesehen werden kann. Der Begriff der individuellen Reaction kann doch zunächst keine andere Bedeutung haben, als diejenige einer eigenthümlichen, durch allgemeine Gesetze nicht vorausbestimmbaren Bewegungsreihe. Es liegt also in diesem Begriff nichts, was mich veranlassen könnte die gestellte Frage in bejahender Weise zu beantworten.

Die Meinung Ribot's, dass die Wahl weiter nichts sei als ein Urtheil affirmativer oder negativer Art, gibt mir zu folgender Auseinandersetzung Anlass. Die innere Wahrnehmung, vermöge deren wir feststellen, was in uns geschieht, kann einen zweifachen Sinn haben. Wir haben bei diesem Begriff zu unterscheiden zwischen unmittelbarem Erleben, unmittelbarer Erfahrung und dem Wissen von derselben oder der Reflexion über das Gegebene. Jenes ist die eigentliche Quelle für alles Thatsächliche, dieses das Mittel unsere Erfahrungen zu verallgemeinern. Setzen wir voraus, dass sich im Laufe der Entwicklung Begriffe und Worte für die einzelnen inneren Zustände gebildet haben. Die innere Wahrnehmung der zweiten Art besteht dann in der Subsumtion eines bestimmten Vorgangs unter den zugehörigen Begriff. Diese Subsumtion braucht nicht in einem vollständigen Urtheil zu geschehen, meist wird sie sich als bloße Namengebung vollziehen. An der Thatsächlichkeit einer Erscheinung kann dadurch nichts geändert werden. Ist daher ein unmittelbares Erlebniss in mir constatirbar, welches weder mit einer Empfindung noch mit einem Gefühl verglichen werden kann, so wird die innere Wahrnehmung dasselbe durch eigenen Begriff und Namen auszeichnen. »Ich will« bedeutet also nicht allein ein bejahendes Urtheil, sondern zugleich ein sich in mir vollziehendes eigenthümliches Erlebniss, und aus dem Auftreten jenes Urtheils darf ebenso wenig gefolgert werden, dass weiter nichts der Handlung vorausgehe, wie aus dem unwillkürlichen Ausbruch in die Worte: »Freude, schöner Götterfunke« etc., wenn man lebhaft freudig erregt ist, geschlossen werden darf, dass nichts weiter in uns vorgehe, als die Reproduction eines Verses.

Ich muss es mir hier versagen, auf die interessanten pathologischen Fälle einzugehen, welche von Ribot mitgetheilt werden. Er fasst das Resultat derselben in einem Schlusskapitel zusammen, und diesem möchte ich noch einige Worte widmen. Er weist hier besonders hin auf das schon früher erwähnte Gesetz der Dissolution, welches auch die Krankheiten des Willens durchwalte. In den verschiedenen pathologischen Zuständen, welche mit Bewegungsstörungen verbunden sind, verschwinden stets die feinsten und die complicirtesten Bewegungen zuerst. Die am spätesten entstandenen Functionen degeneriren am frühesten — so lautet das allgemeine Gesetz der Dissolution, das, wie schon früher hervorgehoben wurde, nicht als einfache Umkehrung des Evolutionsprincips bezeichnet werden darf. Der menschliche Wille wird nun von Ribot als ein höchstentwickelter Complex angesehen, der nicht nur das einfache »je veux« enthält, sondern noch eine Fülle von Vorstellungen, Stimmungen, Ideen, welche den Charakter bilden und die eigentlichen Urheber der Handlungen sind, die wir beobachten. Alle diese Elemente, welche sich bei einer Ueberlegung thätig erweisen, haben einerseits denjenigen Bewusstseinszustand zur Folge, welchen er das »Ich will« nennt, andererseits diejenige Bewegung oder Hemmung, allgemein denjenigen Act, welchen man fälschlich als eine Wirkung des Wollens ansieht. Das letztere constatirt nur eine Situation, aber schafft sie nicht, es ist ein Effect, ohne Ursache zu sein. Diese Behauptung ist nur dann richtig, wenn man das Wollen als ein Urtheil bejahender oder verneinender Art auffasst, nur ist es mir schwer begreiflich, wie man, abgesehen von dem Satz »Ich will«, zu einer solchen Meinung gelangen kann. Ich war deshalb wohl berechtigt auf den Unterschied hinzuweisen, welcher zwischen der nachträglichen, vielleicht auch gleichzeitigen Reflexion über ein unmittelbares inneres Geschehen und diesem letzteren stattfindet. Jene constatirt allerdings nur, aber es bedarf ihrer nicht, damit ein Wollen sich vollziehe. Unabhängig von dem Satz »je veux« und nicht als ein Urtheil ereignet sich in uns das Wollen als ein allerdings mit anderen Vorgängen vereinigter, aber in seiner Eigenthümlichkeit erkennbarer Act des Bewusstseins.

## II. Der weitere Willensbegriff.

Schon früh begann man in der deutschen Psychologie die Lehre vom Willen auf eine breitere Basis zu stellen. So spricht bereits Christian Weiß in seinen Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele 1811 von zwei Elementen Trieb und Sinn oder Richtung und Bildung, aus denen sich das ganze Seelenleben zusammensetzen soll. Von diesen würde das erstere allen Willensphänomenen zu Grunde liegen, man sieht, wie umfassend der Begriff gewählt ist, er bedeutet das Richtung Gebende, das Treibende. Schon in diesem Versuch tritt das Eigenthümliche solcher Erweiterung des gewöhnlichen Willensbegriffs hervor. Es wird das allgemeinste Merkmal aller Willensthätigkeit als das Element derselben bezeichnet, wodurch sie sich von allen anderen Seelenvorgängen unterscheidet. Ich darf daher diese Richtung, die in Beneke und Fortlage ihre Hauptvertreter gefunden hat, als die logisch-metaphysische Erweiterung des Willensbegriffs charakterisiren. Dem gegenüber ist in neuerer Zeit, als die unmittelbare innere Erfahrung auch erkenntnisstheoretisch als das unmittelbar Gewisse, das schlechthin Wirkliche anerkannt wurde, eine empirische Erweiterung des Willensbegriffs durchgeführt worden, mit deren Darstellung ich meine Arbeit beschließen werde.

### 1. Die logisch-metaphysische Erweiterung des Willensbegriffs.

Eine große Rolle bei der Ausdehnung des Willensbegriffs über die im Bisherigen erwähnten Grenzen spielt die Annahme eines unbewussten Seelenlebens und die Verlegung der in dem bewussten constatirbaren Vorgänge in dasselbe. Am vorsichtigsten und am meisten empirisch verfährt in dieser Richtung Beneke, welcher die Strebung als psychisches Elementarphänomen im weiteren Sinne auffasst. Weit constructiver sind die Ausführungen Fortlage's gehalten, der den Trieb als Grund und Ursache des Bewusstseins ansieht und dasselbe in der auch bei Vertretern negirender Richtungen hervortretenden Weise als einen Ueberschuss und Luxus des psychischen Wirkens betrachtet. Vollends metaphysisch ist die Meinung J. H. Fichte's, welcher in dem Triebe die ursprünglichste

Aeußerung des Geistes erkennt und sich im wesentlichen an Fortlage und Beneke anschließt.

a. Die Strebung als elementares psychisches Phänomen.

Neben Herbart hat sich besonders Beneke um die wissenschaftliche Behandlung der Psychologie verdient gemacht. Gerade in denjenigen Punkten, welche wir jenem vorzuwerfen hatten, dass er diese empirische Wissenschaft auf metaphysische Voraussetzungen gründet und Mathematik auf Erscheinungsreihen anwendet, deren Erkenntniss noch nicht weit genug gediehen war, berichtigt Beneke seine Lehre. Die innere Erfahrung ist für ihn die letzte und einzige Quelle psychologischer Forschung, und in der sorgfältigen Beobachtung des unmittelbar Gegebenen sieht er seine vornehmste Aufgabe. Es konnte nicht ausbleiben, dass beide Richtungen, die mit dem Anspruch auftraten, die Psychologie reformiren zu wollen, mit einander in Conflict geriethen. Die Herbartianer und Herbart selbst haben es an schroffen und scharfen Kritiken nicht fehlen lassen, man vgl. die Recensionen von Herbart im XII. Bande der Sämmtl. Werke (Ausg. Hartenstein) über Beneke's Erfahrungsseelenlehre und Psychologische Skizzen, das Urtheil von Drobisch in seiner Empirischen Psychologie § 133, und die jeder Selbständigkeit entbehrende, aber zahlreiche kritische Bemerkungen anderer Autoren anführende »Kritik der Psychologie von Beneke« von A. Weber, 1872. Die Angriffe beziehen sich einerseits auf den Mangel grundlegender metaphysischer Anschauungen, also auf das rein Empirische, andererseits auf die bei aller Verwandtschaft mit Herbart's Lehren verschwommene, unklare Ausdrucksweise. Was den ersten Punkt anlangt, so wird der Vorwurf heute zurückgewiesen werden müssen; die Aehnlichkeit mit Herbart ist zum großen Theil nur scheinbar, und darauf wird noch näher von mir einzugehen sein; endlich der Mangel an Präcision in der Darstellung findet sich in auffallender und störender Weise in dem Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft, dagegen sind die Psychologischen Skizzen sehr lesbar und für ein wirkliches Verständniss der Beneke'schen Anschauungen unentbehrlich. Ich habe daher auch dieses Werk vor allem benutzt. Die Erklärung, welche Beneke selbst über sein Verhältniss zu Herbart in der Neuen Psychologie

1845 gegeben, wird jeden unbefangenen Urtheilenden zur Beistimmung veranlassen. Er hat klar und objectiv die wesentlichen Differenzen hervorgehoben, die zwischen seinen und Herbart's psychologischen Ansichten obwalten.

Ich versuche im Folgenden ein Bild von den uns hier interessirenden Anschauungen Beneke's im Hinblick auf Herbart zu entwerfen. Während der letztere mit dem Begriff einer einfachen Seele und einfacher Selbsterhaltungen an die Psychologie herantritt, betont Beneke die empirische Methode, die voraussetzungslose Feststellung und Bearbeitung des Thatsächlichen<sup>1)</sup>. Er verlangt eine Lehre von den Elementen des Seelenseins, wie sie schon Jacob nach Analogie der physikalisch-chemischen Elementenlehre gefordert hatte. Leider sucht Beneke die Elemente des psychischen Lebens nicht in den qualitativ einfachsten Thatsachen des Bewusstseins, sondern in formalen Anlagen, die nur durch eine erst zu rechtfertigende Theilung des inneren und äußeren Seins als rein psychisch festgestellt werden könnten. Trotz der vollständigen Kritik, mit welcher Herbart die Vermögenslehre erschüttert hatte, finden wir bei Beneke wieder den Begriff des Vermögens. Aber in der reichlichen Verwendung des Unbewussten sehen wir beide Hand in Hand gehen. Weder das Eine noch das Andere ist Erfahrungsthatsache, man kann es nur aus dem Gegebenen erschließen. Und wir sind bei einem Empiriker vor allem berechtigt nach dem Motiv solcher Annahmen zu fragen. Es ist offenbar die Thatsache, dass wir die Entstehung von Empfindungen an äußere Ursachen, Reize gebunden sehen, und ferner die Thatsache, dass Vorstellungen nach längerer Pause wieder in das Bewusstsein eintreten, für Beneke der Ausgangspunkt seines Vermögensbegriffs und seiner Annahme und Bestimmung unbewusster Seelenvorgänge. Die ursprüngliche Beschaffenheit der Seele, die noch nicht Reize empfangen hat, wird durch den Begriff von Urvermögen zum Ausdruck gebracht. Es gibt deren so viele, als es Reizarten gibt, die besondere seelische Acte oder Erscheinungen hervorrufen. Sie sind wesentlich Strebungen, d. h. sie streben zu der Erfüllung durch Reize »als zu der ihnen durch ihre Natur bestimmten Ergänzung

1) Psycholog. Sk. I S. 16 ff.

auf<sup>1)</sup>. Die erfüllten Urvermögen heißen Grundvermögen, dieselben verlieren bald von der Reizmenge, die sie in sich aufgenommen, durch die allgemeine Ausgleichung der beweglichen Elemente, und sofern sie durch Reizentschwinden wieder frei werden, entstehen abermals Strebungen<sup>2)</sup>. Diese letzteren unterscheiden sich von der erstgenannten Form der Strebungen »wesentlich dadurch, dass sie Strebungen nach etwas (nach einer bestimmten Reizerfüllung) sind.« Die aus dem Bewusstsein verdrängten Seelenthätigkeiten bilden sich zu unbewussten Angelegtheiten oder Spuren für künftige gleichartige Seelenthätigkeiten aus. Unbewusstes und Bewusstes unterscheiden sich für Beneke nur dem Grade nach, so dass jenes als geschwächtes Bewusstes und dieses als gesteigertes Unbewusstes angesehen werden kann. Daraus erklärt sich, wie eine unbewusste Seelenthätigkeit zu einer bewussten wird: entweder wird ihr Vermögen oder ihr Reiz oder beides zugleich gesteigert. Das erstere geschieht bei allen willkürlichen Thätigkeitserweckungen, das zweite bei den unwillkürlichen lebendigeren und kräftigeren Aufregungen; das dritte endlich in dem Vorstellungswechsel des gewöhnlichen Gedankenlaufs<sup>3)</sup>.

Eine Fülle von Angelegtheiten heißt Raum, und so gibt es einen Strebungs-, Vorstellungs- und Lustraum<sup>4)</sup>. Während ihre Unterscheidung in der Theorie keine Schwierigkeiten mache, seien sie thatsächlich nicht geschieden, weil jedes Begehren zugleich Lustreproduction und Vorstellung sei. Unter dem Begehren versteht Beneke das Anstreben einer reproducirten Lustempfindung<sup>5)</sup>. Bei der Bildung der letzteren wird eine größere Fülle von Reizen aufgenommen, aber nicht so vollkommen angeeignet, wie bei den gewöhnlichen Wahrnehmungen. Es kann also auch mehr von dem Angeeigneten wieder verloren gehen, zugleich aber auch das Grundvermögen durch die höhere Reizung einen höheren Grad der Ausbildung erfahren. Jede von einer Lustempfindung zurückgebliebene Spur ist einer zwiefachen Reproduction fähig: als Lusterinnerung

1) Ebend. I S. 77 ff. II S. 91 f. Lehrbuch etc. § 25.

2) Ps. Sk. II S. 92 ff. Lehrb. § 168.

3) Ps. Sk. I S. 80.

4) Ebend. S. 114 ff.

5) Ebend. S. 78.

oder Lusteinbildung und als Begehren<sup>1)</sup>. Der Unterschied zwischen beiden ist nur ein quantitativer, insofern er von der größeren oder geringeren Festigkeit der Reizaneignung und von dem leichteren oder schwereren Zufluss der ergänzenden Reize abhängt. Begehren aber ist eine reproducirte Lustempfindung, »inwiefern der früher aufgenommene Reiz in ihr verloren gegangen ist; Vorstellung desselben, inwiefern er sich in ihr erhalten hat: und zwar so, dass diese beiden Elemente nicht als zwei besondere Thätigkeiten neben einander, sondern in einer und derselben Thätigkeit unmittelbar in einander liegen.« So kann also eine Seelenthätigkeit zugleich, nur in verschiedenen Beziehungen, Vorstellung, Gefühl und Strebung sein<sup>2)</sup>. »Vorstellung ist eine Seelenthätigkeit, inwiefern dieselbe, mehr oder weniger klar, in dem Urtheilsverhältnisse steht (auch bei der einfachsten Wahrnehmung zeigt eine genaue Zergliederung ein solches); Gefühl ist dieselbe in Bezug auf das unmittelbare Sich-messen ihrer Elemente gegen die Elemente anderer zugleich oder nach ihr gegebener Seelenthätigkeiten; und Streben, inwiefern sie unerfülltes Grundvermögen in sich enthält, durch dessen Uebertragung sie dann gewisse Bewegungen in der Seele hervorzubringen im Stande ist.« Alle Triebe und Begehrenen gehören zu den Gefühlen der Unlust, weil sie auf ein bewusstes unerfülltes Grundvermögen zurückgehen, das sich in diesem seinem eigenthümlichen Maßverhältniss kundgibt<sup>3)</sup>. Ein Unlustgefühl ohne alles Aufstreben entsteht nur dann, wenn auf irgend eine Weise eine Ertödtung des seiner Natur nach aufstrebenden unerfüllten Grundvermögens vorgegangen ist. Lust- und Schmerzthätigkeiten sind an und für sich keine Strebungen, können aber sehr leicht in solche verwandelt werden, sobald die Reizung aufhörte, welche sie zu Lust und Schmerz bildete. Denn ein Theil des aufgenommenen Reizes entwindet und muss sich demgemäß als Strebung ankündigen.

Das allgemeine Gesetz, welches die verschiedenen Seelenthätigkeiten in ihrem Verhältniss zu einander beherrscht, besteht darin, »dass alle zugleich gegebenen Thätigkeiten unserer Seele in dem

1) Lehrb. § 172. Ps. Sk. II S. 209 ff.

2) ~~Ps. Sk. I S. 223.~~

3) I S. 225 f.

beständigen Streben begriffen sind, den Grad ihrer Erregtheit oder ihrer Bewusstseinsstärke gegen einander auszugleichen.« Dieses Gesetz reicht offenbar nicht aus, um dasjenige zu erklären, was man als Enge des Bewusstseins bezeichnet, und es ist eigenthümlich, dass weder Herbart noch Beneke in ihrer Theorie dieser Thatsache gerecht geworden sind. Durch die Erweiterung des Seelenlebens in das Unbewusste konnte doch nur erklärt werden, was aus allen denjenigen inneren Zuständen oder Erlebnissen geworden, die aus dem Bewusstsein verschwunden waren, keineswegs aber ein Grund dafür angegeben sein, weshalb das Bewusstsein nur einer verhältnissmäßig kleinen Zahl von Vorstellungen gleichzeitig zu Theil werde.

Es erübrigt uns noch der Vergleich der Beneke'schen Ansicht über die Strebungen mit derjenigen Herbart's. Es lässt sich vor allem ein durchgreifender Unterschied nicht verkennen: das Streben wird von Beneke nicht aus der Theorie eliminirt, sondern erhält eine dem bewussten Thatbestande entsprechende Rolle. Die Urvermögen sind Strebungen, die unerfüllten Grundvermögen gleichfalls, überall im psychischen Leben, wo ein Rest, ein Mangel, eine Abnahme gegenüber früherer oder späterer Fülle und Vollständigkeit zu constatiren ist, liegt eine Strebung vor. Das berührt sich mit Herbart's Theorie nur entfernt und hat ganz andere Bedeutung als diese. Jener spricht von einem Streben, wo eine Vorstellung sich gegen Hindernisse aufarbeitet, und dasselbe soll nach ihm nur ein wirkungsloser bewusster Effect sein, der das eigentliche Geschehen begleitet. Bei Beneke sind es die Urvermögen oder die Angelegtheiten, die als Strebungen sich geltend machen, jene nicht einmal bewusster Weise, und ihre Wirklichkeit wird ohne jeden Vorbehalt anerkannt. Nicht sowohl deshalb, weil etwa die Strebungen elementare seelische Acte wären, welche sich der Gesammtheit inneren Geschehens mit eigenthümlicher Nothwendigkeit eingliederten, sondern weil für Beneke die Begriffe Strebung, Gefühl und Vorstellung nur Beziehungen oder Gesichtspunkte von gleicher Wichtigkeit bedeuten, die an den einzelnen inneren Erscheinungen festgestellt werden können. Hier tritt uns zuerst die für die weitere Entwicklung fruchtbare Meinung entgegen, dass an jedem seelischen Act jene Dreiheit gleich betheilig ist, dass nur vermöge unserer logischen

Abstraction die Sonderung der einzelnen Vermögen und Leistungen gelingt.

Wir dürfen daher in doppeltem Sinne von einer Erweiterung des Willensbegriffs bei Beneke reden: erstlich insofern, als die Strebungen ohne Aenderung ihrer Bedeutung auch in's Unbewusste verlegt werden, und zwar an den Anfang der psychischen Entwicklung, zweitens insofern, als in jedem seelischen Vorgang vermittelt der theoretischen Erkenntniss ein Strebungselement gefunden wird. Beide Beziehungen sind logischer Natur. Denn nur auf dem Wege einer über das Gegebene hinausführenden halb metaphysischen Betrachtung mag die Vergleichbarkeit, die bloß graduelle Verschiedenheit des Bewussten und des Unbewussten angenommen werden. Und nur bei einer abstracten Auffassung der elementaren psychischen Prozesse wird man zu jenen Erklärungen oder Verallgemeinerungen derselben gelangen, wie sie in Beneke's Begriffen von Gefühl, Vorstellung und Strebung vorliegen. / Außerdem ist aber das Operiren mit den mannigfaltigsten Vermögen auch nicht eigentlich empirisch, sondern erschlossen und abstract. Die unmittelbare innere Erfahrung lehrt weder Urvermögen noch Grundvermögen, weder Erfüllung durch Reize noch Entschwinden derselben, sondern Vorstellungen und Gefühle und Willensacte, untheilbare innere Vorgänge. / Wenn wir nach etwas streben, so wissen wir nichts von einem unerfüllten Grundvermögen, sondern nur von einer Vorstellung und einem Gefühl und einem Wollen. / Diese einzelnen in dem complicirten Seelenvorgang enthaltenen elementaren That-sachen feststellen heißt wenigstens ebensoviel leisten, als sich allgemeine Begriffe von denselben bilden und sie diesen subsumiren. Beneke beginnt seine Arbeit sofort mit hypothetischen Voraussetzungen, statt mit That-sachen, und ist noch in dem alten Irrthum befangen, dass ein Gegebenes erklärt sei, wenn man einen möglichst allgemeinen Begriff davon gewonnen. In dieser Hinsicht ist Herbart's scharfe Kritik solchen Verfahrens dem Beneke'schen Schematismus weit überlegen. Aber es liegen fruchtbare Keime in den geschilderten Lehren. Freilich nicht in der Verwendung des Unbewussten, in der ganzen Auffassung des Bewusstseins; hier musste sorgfältigere Ueberlegung und ein wahrhaft empirischer Standpunkt zu anderem Urtheil gelangen. Wohl aber in der Behauptung,

dass jeder psychische Act einen Complex darstelle, dessen Zergliederung der Verstand zum Zweck einer Theorie zu übernehmen habe, und in der darin liegenden Möglichkeit einer freieren und vielseitigeren Beurtheilung des Gegebenen. Diese Erkenntniss müssen wir Beneke zum besonderen Verdienste anrechnen.

Zum Schluss habe ich noch die Ansicht Beneke's über Widerstreben und Wollen im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes mitzutheilen. Jenes entsteht, wo Vollreizthätigkeiten von reizmangelnden Gebilden gleicher oder doch sehr ähnlicher Art ihrer Reize schnell beraubt werden. Dieselben heißen in Bezug auf die unerfüllten Unlustgebilde Widerstrebungen<sup>1)</sup>. Diese Erklärung leidet an den schon hervorgehobenen Mängeln und lässt sich schwerlich empirisch zureichend bewähren. Da auch hier die bestimmte Beziehung auf das Ich fehlt, so wird die Einheitlichkeit des ganzen Actes nicht klar. Widerstreben heißt: gegen etwas Unlust Erregendes sich ablehnend oder gar abwehrend verhalten, also alles das thun, was von jenem befreien kann. Auf verschiedene Weise kann das geschehen, durch Bewegungen, wo es sich um etwas Wahrgenommenes oder Empfundenes handelt, durch Apperception anderer Vorstellungen oder Gedanken, wo solche den Gegenstand des Widerstrebens bilden. Dass die rasche Entleerung der Vollreizthätigkeiten dasjenige sei, was mir diesen Act verständlich machte, kann ich ebenso wenig und noch weniger sagen, als dass Herbart's früher erwähnte Ansicht mich befriedigte. Denn die Unlust entsteht hier gar nicht aus einem leeren Vermögen, sondern aus einer klaren Vorstellung oder Wahrnehmung von etwas Inadäquatem, Unangenehmem, und ich wüsste die Vollreizthätigkeiten nicht anzugeben, denen in plötzlicher und heftiger Weise durch dieselbe von ihrem Inhalt genommen würde.

Die Ausbildung zum Willen besteht vorzüglich darin: »dass erstens die Begehrung zugleich vorgestellt oder gedacht werde; dass sie ferner gedacht werde in Verknüpfung mit der Aggregatvorstellung unseres Ich oder als unser Begehren; und dass sie endlich gedacht werde in Verbindung mit einer Reihe von Mitteln, welche zu ihrer Verwirklichung führen können«<sup>2)</sup>. Da das Begehren

1) Ps. Sk. II 219 f. Lehrb. § 183.

2) Ps. Sk. II 517.

auf ein unerfülltes Grundvermögen zurückgeht, also Streben desselben nach Ergänzung ist, so beruht alle Wirksamkeit unserer Willensthätigkeiten darauf, dass sie ihre Vermögen in den Ausgleichungsprocess mit anderen Seelenthätigkeiten und mit den unbewussten Spuren hineinbringen<sup>1)</sup>. Wo also Mittheilung von Reizen zur Ausbildung eines Vermögens nothwendig ist, wie bei den Gefühlen, da vermag der Wille nichts, seiner Herrschaft unterworfen sind nur diejenigen Seelenthätigkeiten, deren Bildung aus den im Unbewussten gegebenen Angelegtheiten durch die Steigerung des bloßen Grundvermögens geschehen kann, wie z. B. das abstracte Denken. Nun ist die Reihenfolge der unwillkürlichen Thätigkeiten derart, dass die Erweckung überwiegend auf die denselben früher gefolgtten fortschreitet, während bei den willkürlichen der spätere Zustand den Anfang bildet und die früher vorangegangenen folgen. Vorher und Nachher beruhen auf einem beschränkten Zugleich. »Die Geeignetheit einer Seelenthätigkeit also, die ihr früher gefolgte oder die ihr vorangegangene zu wecken, wird vor Allem davon abhängen, ob dieselbe jetzt, wo sie diese Weckung vollziehen soll, mehr ihrem früheren Ende oder ihrem früheren Anfange gleich ist. Nun aber findet sich jenes offenbar, wo ein Uebergewicht des Reizes, dieses, wo ein Uebergewicht des Vermögens gegeben ist.« Die künstliche Erklärung der bei der Willenshandlung stattfindenden Anticipation des Effects ist charakteristisch für die psychologische Arbeit mit Begriffen. Die ganze Theilung in Reiz und Vermögen ist eine weder von Beneke gerechtfertigte noch sonst empfehlenswerthe. Sein empirischer Standpunkt hält nur zum Theil, was er verspricht, und seine psychologischen Anschauungen entbehren der inneren Conséquenz und Präcision, welche im Ganzen denjenigen Herbart's zugesprochen werden muss. Doch zeigen sich die Keime fruchtbarer Gesichtspunkte und eine Fülle von feinen und treffenden Einzelbeobachtungen in seinen Schriften.

#### b. Der Trieb als Grund des Bewusstseins.

In seinem »System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des inneren Sinnes« (2 Bde. 1855) hat

1) Ibid. I 410 ff.

Fortlage das Unternehmen Beneke's selbständig weitergeführt und von Neuem begründet. Die innere Wahrnehmung steigert er zu einer Methode der Selbstbeobachtung, und die psychologischen Grundgesetze werden von ihm auf physiologische Vorgänge übertragen. Sehr stark tritt aber auch bei ihm die eigenthümliche logische Zergliederung und Umarbeitung des Gegebenen hervor, seine Auseinandersetzungen machen zuweilen den Eindruck dialektischer Künstelei. Die Erweiterung des Willensbegriffs gelangt hier bereits zu der Annahme, dass der Trieb als elementares Willensphänomen Grund des Bewusstseins sei und das eigentlich Wirkliche des seelischen Lebens repräsentire. Es wird daher nothwendig sein sich, wenigstens kurz, die principiellen Erörterungen vorzuführen, welche diese Annahme begründen sollen.

Die Frage nach dem Verhältniss des Bewussten zum Unbewussten wird vor allem einer eingehenden Untersuchung von Fortlage unterworfen<sup>1)</sup>. Die Thatsache des Gedächtnisses führt auch ihn zu der Voraussetzung unbewusster psychischer Vorgänge, die Meinung ferner, dass der Vorstellungsinhalt als solcher im Unbewussten erhalten bleibe, dass also der erinnerbare Vorstellungsinhalt unbewusst sei, hat die Behauptung zur Folge, dass die Bewusstheit eine Form ist, welche vom Vorstellungsinhalt abgetrennt werden kann. Trotzdem ist aber der Unterschied zwischen Bewusstsein und Unbewusstsein kein Gradunterschied der Vorstellungsstärke, sondern jenes bedeutet eine durch die Wahrnehmung hinzukommende ganz neue Eigenschaft. Außerdem sucht Fortlage zu zeigen, dass Vorstellungen als bewusst zugleich solche sind, deren wir uns bewusst sind, dass es also nichts Bewusstes gibt, von dem ich nicht weiß. Es erhebt sich nun die Frage nach dem Wesen des Bewusstseins, dieser neuen Eigenschaft des in dasselbe eintretenden Vorstellungsinhalts. Offenbar besteht dieselbe in der Klarheit und Deutlichkeit, das Unbewusste ist dunkel, ist Nacht, das Bewusste zeichnet sich durch besondere Helligkeit aus. Eine solche Klarheit ist aber allen Zuständen der Aufmerksamkeit, des Zweifels, der Frage eigen. »Nur die Vorstellungen also, welche vom Umkreis unserer Aufmerksamkeit umspannt werden, sind die bewussten.«

1) System der Psych. I S. 53 ff.

Jede Aufmerksamkeit ist ein gespannter, wartender, fragender Zustand, das Bewusstsein ist eine Frage an die Zukunft.

In jeder Frage ist eine Disjunction, ein Ja oder Nein? enthalten und eine Spannung. Die letztere gibt sich kund als eine Thätigkeit der Neugier, der Begierde. Die gehemmte und auf die Zukunft verschobene Thätigkeit der Begierde heißt die Bejahung, die Hemmung oder Suspension der Thätigkeit dagegen die Verneinung. Ja und Nein sind also Trieb-Kategorien. Eine Begierde oder ein Interesse erscheint immer als erregender Reiz der Frage, richtet sich aber nicht auf die Frage, sondern auf das Resultat, eine zu bejahende oder zu verneinende Vorstellung. Wäre nur der Trieb von unmittelbarer Wirkung, so gäbe es keinen Zustand der Frage oder des Zweifels.

Daraus erhellt, dass das Bewusstsein geknüpft ist an die Fähigkeit zu warten, Geduld zu üben, die Triebe zu hemmen. Innerhalb der so bezeichneten Grenzen ist dann die Stärke der Frage derjenigen des Triebes proportional. Letzterer ist während seiner Hemmung nicht gelähmt, sondern die Art seiner Wirksamkeit ist eine andere geworden, nämlich die Frage. Das Erscheinen des mit dem Triebe verknüpften Vorstellungsinhaltes ist das Nebenphänomen, welches die Selbsterscheinung des Triebes durch Suspension seiner Wirkung in die Außenwelt begleitet. Fortlage unterscheidet sodann zwischen Bewusstseinsfeld und Bewusstseinsfocus, wobei immer Bewusstsein mit Aufmerksamkeit identificirt wird. Beides ist aber wieder nur anderer Ausdruck für Frage oder Wahrnehmung, und alle diese Begriffe bezeichnen die Richtung des Triebes auf eine noch nicht vorhandene und erst in Zukunft zu erwartende Anschauung.

Das Bisherige belehrt uns über die Bedeutung, welche der Trieb für das Bewusstsein hat, und über das Verhältniss desselben zur Vorstellung. Während bei Herbart Triebe, Strebungen, Begierden Nebenerscheinungen des Vorstellungsverlaufes sind, werden hier umgekehrt die Vorstellungen als Begleitphänomene der Triebe aufgefasst, wenigstens soweit sie bewusst werden. Wir haben weiter zu fragen, welche Rolle nun die Gefühle spielen. Auch sie sind nach Fortlage nicht eine Erscheinungsreihe von selbständiger

Wirksamkeit, sondern dem Wesen nach identisch mit den Trieben <sup>1)</sup>. Man unterscheidet begehrende oder verlangende Triebe und solche des Abscheus. Jene streben nach einem gewissen nicht vorhandenen Zustande, welcher, sobald er mit Bewusstsein eintritt, als Lust empfunden wird, diese trachten nach der Befreiung von einem unangenehmen Zustande. Zum bewussten Triebe gehören demnach:

- 1) gewisse Gefühle der Lust und Unlust als Begleitung,
- 2) gewisse Zustände, von denen hinweg oder zu denen hingestrebt wird,
- 3) die Zeitanschauung, wobei der verabscheute Zustand die Gegenwart, der begehrte die Zukunft bildet,
- 4) gewisse Bewegungen, entweder im inneren oder äußeren Sinne, wodurch entfernt oder herbeigeführt wird.

Wollen wir die Lust oder Unlust definiren, so sind wir auf die Triebe dabei angewiesen. Wir können nur sagen: Lust ist derjenige Trieb, welcher den vorhandenen Zustand festzuhalten, zu verlängern oder zu erneuern sucht, Unlust der Trieb, einen vorhandenen Zustand zu fliehen oder zu beseitigen. Demnach sind Gefühl und Trieb Wechselbegriffe, die sich auf denselben Vorgang beziehen. Der Unterschied besteht in Folgendem. Unlust bezeichnet den Bewusstseinsinhalt, sofern er ein schlechthin einbewusster ist, d. h. sofern er nur durch den inneren Sinn eines Jeden für das eigene Bewusstsein erkannt werden kann, Abscheu oder abwehrender Trieb denselben, sofern er ein sowohl einbewusster als vielbewusster sein kann. Viele Triebe scheinen bloße Strebungen zu sein und sind dann natürlich lediglich einbewusst, geben sie sich aber durch die räumliche Bewegung kund, so werden sie vielbewusst, d. h. zugleich von anderen Individuen wahrgenommen. Aber selbst wenn die von einer Strebung ausgehende Veränderung bloß den inneren Sinn, also das Bewusstsein betrifft, so heißt sie nicht mehr Unlust, sondern Trieb. Der Unterschied zwischen Gefühl und Trieb besteht also nur darin, dass ich überall, wo der dadurch bezeichnete Vorgang eine Veränderung äußerlich oder innerlich hervorgerufen, denselben einen Trieb nenne, wo er dagegen ohne derartige Wirkung auftritt, Lust oder Unlust. Diese

1) I S. 300 ff.

beiden Zustände unterscheiden sich aber auch ihrerseits in folgender Beziehung. Die reine Lust besteht fort, wenn kein Hinderniss eintritt, die reine Unlust verschwindet im gleichen Falle. Da sich demnach die Unlust nur durch Hindernisse erhalten kann, so ist sie etwas Accidentelles, während die Lust substantiell ist. Die Wurzel des Lebens ist die primitive Lust oder der innere Sinn. Indem die Sensationen, d. h. wohl die Reize eindringen, erleidet derselbe äußere Schmerzen, durch die Selbstverluste werden innere Schmerzen erregt. Angriffs- und Widerstandstrieb sind die beiden Reactionen gegen diese Schmerzen. Ihr Streben verschmilzt mit demjenigen der primitiven Lust nach Fortsetzung ihres Zustandes zu Einem Product, einer Strebungsgröße, »deren Natur es mit sich bringt, sich selbst . . an Begehren, Wollen oder Prätension dessen, was sie ausführen möchte, stets gleichzubleiben, und in dieser gleichbleibenden Größe die Summe der Kraft oder des Selbstbestandes anzugeben, welche dem Selbst bei einer völligen Restitution seiner sämtlichen . . . Verluste zukommen würde.«

Ein directer Schmerz entsteht aber nicht aus bloßer Verminderung der Selbstlust, sondern »erst dann, wenn dieses Streben in seiner eigenen Existenz, in den Bewegungsräumen seiner eigenen Triebe angegriffen wird«, also in seinem Willen (den Strebungsräumen). Der Strebungsraum setzt aber die Existenz einer directen Unlust voraus. Man muss also neben der Grundlust einen directen primitiven Grundschmerz annehmen, aus welchem sofort Streben oder Wille hervorgehen.

Der Begehrungstrieb, welcher sich auf eine noch nicht vorhandene Lust richtet, wird von einer Unlust begleitet. Diese ist nicht im Stande ihn seinem Ziele zuzulenken, weil sie als solche kein Ziel hat, sondern es wird diese Lenkung bewirkt von der in Form einer Ahnung, Hoffnung, Erwartung etc. auftretenden Anticipation des erstrebten Zieles. Eine jede solche Anticipation enthält etwas von dem Zustande in sich, den sie anticipirt, und da dieser ein Zustand der Lust ist, so führt sie immer einen Grad von Lustempfindung mit sich. Diese Lust strebt zu beharren und den vorhandenen Unlustzustand zu verdrängen. Die Anticipation oder Begehrung ist aber eine dreifache. Das reine Lustgefühl begehrt die Fortsetzung seines Zustandes, das reine Unlustgefühl das

Aufhören seines Zustandes. »Das aus beiden gemischte Gefühl begehrt neben dem Aufhören seiner Unlust eine Vergrößerung des Lustzustandes, von dem es die Anticipation bei sich trägt.« Da der Lusttrieb nur die Fortsetzung seiner selbst begehrt, so kann man ihn auch den Trieb nach »zukunftsloser Gegenwart« nennen. Der Unlusttrieb ist also der eigentlich zeiterzeugende. Die Zeitanschauung ist das einzige stets zutreffende Unterscheidungsmerkmal zwischen Gefühl und Trieb, der letztere anticipirt die Zukunft, jenes ist der Trieb abgesehen von seiner Anticipation. Die Grade der eine Begierde begleitenden Unlust sind denjenigen des Strebens proportional. Diese Unlust ist eine indirecte Empfindung, weil sie aus dem Nichtvorhandensein eines vorgestellten Zustandes hervorgeht. Aber auch directe Gefühle werden durch Vorstellungen erzeugt. Es gehen demnach ein indirecter und ein directer Trieb von einem Phantasiebilde aus. Die indirecten stellen sich um so eher und um so stärker ein, je größer der Gegensatz zwischen dem Inhalt der Phantasiebilder und demjenigen der Wirklichkeit ist. Das eigentlich Treibende im Triebe ist hierbei das Gefühl der indirecten Unlust.

Ich breche damit ab und wende mich nun zu einer Beurtheilung der dargestellten Anschauungen. Das Begriffliche, Dialektische derselben tritt so deutlich hervor, dass ich kaum die Punkte anzugeben brauche, in denen die logische Erweiterung des Willensbegriffs constatirt werden kann. Zunächst gilt dies natürlich wieder von der reichlichen Verwendung des Unbewussten, von der ganzen Auseinandersetzung über das Verhältniss des Bewussten zum Unbewussten. Wohl sucht Fortlage den Schein zu vermeiden, als wäre Bewusstsein nur ein gesteigertes Unbewusstsein, aber die factische unterscheidende Bestimmung ergibt doch wenig Anderes. Helligkeit soll das Bewusstsein charakterisiren, während völlige Dunkelheit im Gebiet des Unbewussten herrsche, die Inhalte sollen dabei dieselben bleiben. Aber woher weiß Fortlage das? Die innere Beobachtung sagt uns über das Unbewusste schlechterdings nichts aus, für sie kann daher alles, was aus dem Bewusstsein verschwindet, nur das Prädicat »nicht bewusst« erhalten, womit dann überhaupt nichts über das Wesen desselben bestimmt wird. Warum soll der erinnerbare Vorstellungsinhalt als solcher im Unbewusstsein

fortexistiren? Es ist ja eben so gut empirisch möglich, dass er als rein physiologischer Vorgang außerhalb des Bewusstseins bestehe. Bewusstes und Unbewusstes verhalten sich also zu einander, wie  $A$  und Non- $A$ , und so gut ich unter Non- $A$  eine Fülle der mannigfaltigsten Bestimmungen begreifen kann, so wohl darf ich auch von vornherein über die Natur des Nicht-Bewussten alle möglichen Combinationen anstellen. Die eindeutige Entscheidung zwischen diesen fällt vorläufig nicht der Psychologie, sondern der Metaphysik anheim.

Damit ist dem ganzen logischen Gebäude im Reich des Unbewussten der Boden entzogen. Prüfen wir die einzelnen Theile desselben etwas näher. Grundlust und Grundschmerz sind die Anfänge seelischen Lebens. Jene muss als allgemeines Princip des Lebens, diese als Voraussetzung des Willens angenommen werden. Denn es genügt nicht den Schmerz bloß durch äußere Reize oder durch innere Verluste entstehen zu lassen, und daher die Grundlust allein an den Anfang zu setzen. Da der Trieb oder das Streben der letzteren nach einfacher Fortdauer in seinem eigenen Gebiet angegriffen sein muss, damit ein directer Schmerz entstehe, so hat man neben die Grundlust den Grundschmerz zu stellen. Diese Deduction ist mir am wenigsten klar geworden. Das Wesen des Schmerzes besteht ja nach Fortlage darin, zu verschwinden, wenn kein Hinderniss da ist. Als ein solches wird man nun gewiss die Grundlust, welche zuerst allein da ist, nicht bezeichnen können. Wie soll vollends aus diesem Grundschmerz sofort Trieb oder Wille hervorgehen? Sofern äußere Störungen oder innere Verluste, deren Eintritt auch nicht recht klar wird, sich geltend machen, wird natürlich die Grundlust als Trieb dagegen reagiren. Dann bedarf es aber gewiss keines Grundschmerzes mehr zur Erklärung dieses Triebes. Die Annahme eines Grundschmerzes scheint mir daher völlig in der Luft zu schweben.

Wodurch entsteht ferner das Bewusstsein? Durch Hemmung der Triebe. Der Trieb anticipirt eine zukünftige Anschauung, seine augenblickliche Befriedigung würde kein Bewusstsein hervorrufen. In dem Maße aber, als dieselbe hinausgeschoben wird, entsteht ein Zwischenzustand, die Frage, die Aufmerksamkeit oder das Bewusstsein. So wird also Bewusstsein und Aufmerksamkeit entgegen

dem psychologischen Sprachgebrauch und der inneren Erfahrung identificirt. Die Gründe dafür sehe ich erstlich in der unterscheidenden Bestimmung des Bewusstseins, dass es durch Helligkeit, Klarheit, Deutlichkeit der Inhalte charakterisirt sei, zweitens in der Behauptung, dass »bewusst sein« gleichbedeutend sei mit »sich bewusst sein«. Jener Grund verleitet zu der Meinung, dass nur die Aufmerksamkeitszustände bewusst sind, weil gerade diese durch Klarheit vor anderen sich auszeichnen. Der zweite Grund aber enthält einen anderen Irrthum: ich bin mir einer Sache bewusst heißt soviel wie: ich achte auf dieselbe, beobachte sie; von einem Bewusstseinsvorgang dagegen spreche ich überall da, wo ich etwas unmittelbar erfahre. Daher ist jene Thatsache ohne weiteres gleichbedeutend mit der Aufmerksamkeit, diese dagegen nicht. Vielleicht hat die Methode der Selbstbeobachtung Fortlage über den wahren Sachverhalt getäuscht, ihn zu der Ansicht veranlasst, dass alles dasjenige bewusst sei, was ich und insofern ich es beobachte.

Sehen wir endlich zu, was es mit der Anticipation auf sich hat. Hier tritt das dialektische Verfahren besonders deutlich hervor. Der Trieb anticipirt die Zukunft, abgesehen von solcher Anticipation ist er Gefühl der Lust oder Unlust. Da aber nur der Unlusttrieb wirklich auf etwas in der Gegenwart noch nicht Vorhandenes sich richtet, so ist er der eigentliche Trieb. Diese Anticipation ist selbstverständlich kein Bewusstseinsact, sondern in das seelische Geschehen hineininterpretirt worden. Die Zukunft spielt überall da eine Rolle in unserem inneren Leben, wo sie in Form einer Vorstellung künftigen Geschehens sich geltend macht. In dem einfachen Triebe ist von einer solchen Vorstellung noch nichts vorhanden, also auch nichts von einer Anticipation oder Zeitanschauung. Mit welchem Rechte wird nun von Fortlage eine solche schon in den einfachen Trieb verlegt? Kein empirischer Grund kann ihn dazu veranlassen, sondern nur die falsche Uebertragung des Inhalts entwickelter seelischer Acte, wie der Begierden oder Willensentscheidungen, auf die einfachen. Wäre das Verhältniss beider genetisch gedacht, so würde sich Alles leichter und natürlicher erklären, so aber wird, was sich in der Selbstbeobachtung eines erwachsenen Menschen während complicirter Bewusstseinsvorgänge nachweisen lässt, zu

logisch nothwendigen Merkmalen auch des einfachsten und ursprünglichsten, auch des unbewussten Geschehens.

Bemerkenswerth ist, dass die Vorstellungen bei Fortlage — eine der Herbart'schen entgegengesetzte Einseitigkeit — zu einem unbedeutenden Nebenerzeugniss des Trieblebens werden, nur bei Hemmung oder Suspension desselben erscheinen sie im Bewusstsein, ihre unbewusste Existenz wird überhaupt nicht deutlich. Sie sind also ein intermittirendes Phänomen von unwesentlichem Werthe. Das entspricht der Erfahrung durchaus nicht. In unserem Bewusstsein vermissen wir Vorstellungen nie, und nur die Geringschätzung, welche dem Bewusstsein bei Fortlage zu Theil wird, kann auch seine Auffassung der Vorstellungen erklären. Dieser Geringschätzung fehlt aber jeglicher empirische Boden.

#### c. Der Trieb als ursprünglichste Aeußerung des Geistes.

Schon bei dem Vertreter der lediglich unbewussten Realität des Willens, Göring, sahen wir den Trieb als ursprünglichstes Phänomen des psychischen Lebens anerkannt. Fortlage bezeichnet denselben nicht nur als Ursache des Gefühlslebens, sondern überhaupt des Bewusstseins. Für Immanuel Hermann Fichte aber ist der Trieb nur ein Theil der unbewussten Seele, daneben besteht noch das Vorstellen, und der Geist ist nach seiner metaphysischen Ansicht dasjenige Wesen, welches beides erzeugt. In psychologischer Beziehung werden wir wenig Eigenthümliches bei ihm entdecken, das Hauptinteresse, welches ihn bei der Abfassung seiner Psychologie (2 Bde. I 1864, II 1874) geleitet hat, ist ein metaphysisches und ethisches gewesen. Gegen den Materialismus, welcher kurz zuvor eifrig bekannt worden war, richten sich seine Ausführungen in erster Linie. Bei einer solchen Sachlage ist es verständlich, dass uns seine Willenslehre in psychologischer Beziehung als eine begriffliche Erweiterung des thatsächlich Gegebenen erscheinen wird.

»Bewusstsein«, sagt Fichte, »bringt nichts eigentlich Neues, specifisch Höheres oder Anderes in den Geist hinein; es beleuchtet nur, was in ihm schon vorhanden ist«<sup>1)</sup>. Diese Anschauung trat

1) Psychol. I S. 155 ff. Vgl. zum Folgenden: S. 163 ff., 175 ff., 194 ff., 222 ff.

uns bereits häufiger entgegen, sie ist eine specifisch metaphysische Behauptung, denn keine empirische Beobachtung kann sie jemals ergeben, sie ist als solche hier auch recht eigentlich undiscutirbar. Aber damit ist nun die Möglichkeit eröffnet, das Wirken der Seele in's Ungemessene hinein zu erweitern. Zunächst werden alle organischen Verrichtungen als Instincthandlungen der Seele bezeichnet und unter dem Instinct ein durch apriorisches und darum unbewusst bleibendes Vorstellen, die vorbewusste Vernunft, geleiteter Trieb begriffen. Der Trieb, welcher als Willensphänomen betrachtet werden muss, ist demnach der ursprünglichste und einfachste Act der Seele. Das erhellt auch aus folgender Erörterung. Der Geist kann sich selber die Richtung seines Bewusstseins geben, offenbar geschieht dies nur auf denjenigen Vorstellungsinhalt hin, zu welchem ein bestimmtes Interesse ihn hinzieht, Interesse aber ist ein Trieb. Also ist es eine bestimmte Willensrichtung, welche (unwillkürlich oder willkürlich) dem Bewusstsein zunächst seine Richtung gibt, welche sodann quantitativ seine Helligkeitsgrade steigert und so endlich das in ihm erzeugt, was wir als intensives Verweilen des Bewusstseins, als »Aufmerksamkeit« bezeichnen müssen. Hier wird richtiger, als bei Fortlage, die Aufmerksamkeit nicht mit Bewusstsein überhaupt identificirt und dieselbe insbesondere in eine nahe Beziehung zum Willen gebracht.

In charakteristischer Weise wird nun von Fichte zwischen einem allgemeinen und bestimmten Bewusstsein unterschieden. Die Erregbarkeit von Trieben im Geiste überhaupt soll der allgemeine Grund des Bewusstseins, die Richtung eines bestimmten Triebes dagegen der Grund eines bestimmten Bewusstseins sein. Aufmerksamkeit setzt die Erregtheit eines Triebes voraus, begleitet von der schon eingetretenen Beziehung auf das ihm entsprechende Gut, auf welches eben damit die Aufmerksamkeit sich richten kann. Jedes Bewusstsein, so gewiss es in einem erregten Triebe seinen ersten Ursprung findet, kann nur, wie dieser, ein inhaltlich begrenztes sein, neben welchem der Geist noch ein unbestimmt Vieles besitzt, weil es gerade jetzt an der Erregung des Triebes für dasselbe gebriecht. Man sieht deutlich, wie von vornherein nicht das unmittelbar Gegebene, sondern die auf dem Wege irgend welcher Speculationen gewonnene Erklärung desselben entgegen unseren empirischen

Bedürfnissen den Ausgangspunkt bildet. Die logische Analyse der psychologischen Begriffe wird hier besonders lebhaft zur Anwendung gebracht. Doch ich fahre fort in der Darstellung.

Trieb beruht auf Ergänzungsbedürfniss durch ein bestimmtes Gut. »Der Trieb in jeglicher Gestalt« muss den Inhalt des Ergänzenden »in apriorischem Vorbilde, in innerer Spürung schon besitzen.« Sobald diese das Ergänzende getroffen hat, so wird sie erhellt, d. h. der dadurch gesteigerte Trieb entbrennt zum »Bewusstsein« dieses Verhältnisses zu seinem Ergänzenden. Solches Bewusstsein ist daher ebenso Erkenntnissact, wie Gefühlsact. Als ideale Anlagen sind so die Triebe der Gesamtheit des Objectiven zubereitet. Wie sehr der Entwicklungsgedanke unsere Ansichten über die Natur der Triebe auf eine natürliche und einfache Basis gebracht hat, wird bei derartigen halb mystischen, halb willkürlichen Auseinandersetzungen besonders deutlich.

Vorstellungen und Gefühle werden von Fichte in einseitige Abhängigkeit vom Triebe gebracht. Jede Vorstellung verdunkelt sich nur deshalb, weil die Aufmerksamkeit, der auf etwas Bestimmtes gerichtete Trieb oder Wille, aufhört als diese Bewusstseinsquelle zu wirken, indem er sich auf etwas Anderes richtet. Das Gefühl entspringt aus der Förderung oder Hemmung irgend eines im objectiven Wesen des Geistes liegenden Triebes und ist nichts Anderes, als das unwillkürlich entstehende Bewusstsein dieses Doppelverhältnisses. Das sinnliche Gefühl ist nur der unwillkürliche Ausdruck des Verhältnisses, in welchem dem innerlich präformirten Triebe ein analoger Reiz entgegentritt. So ist auch der Empfindungsinhalt nur das gemeinschaftliche Product aus den beiden Factoren, Trieb und Reiz. Dies erinnert offenbar an Beneke's Ansicht von den Urvermögen als Strebungen, die der Erfüllung durch Reize entgegendrängen.

Empfindung und Gefühl erweisen sich als unabtrennlich verbunden, ebenso unmittelbar gesellt sich zu beiden das Streben, den als angenehm gefühlten Zustand zu erhalten oder zu erreichen, den entgegengesetzten zu entfernen oder zu vermeiden: die Willenserregung des Begehrens und Verabscheuens. Auch dies ist kein neues Vermögen, welches zu den beiden vorhergehenden fertig hinzuträte, sondern die unmittelbare Wirkung

des Geistes, der, als in sich geschlossene Substanz und ursprüngliches Triebwesen, völlig unwillkürlich reagiren muss gegen die von außen ihm kommenden Erregungen, aber dabei geleitet wird durch das von ihnen verschieden angesprochene Gefühl. Die Grundeigenschaft des Geistes, allen Eindrücken gegenüber sich auf eigenthümliche Art aneignend oder gegenwirkend zu verhalten, können wir Wille nennen. Auch das Erkennen kann in letzter Instanz nur erscheinen als ein durch das Bewusstsein irgend eines Objectiven zum Stillstand gebrachter Wille. An einer anderen Stelle<sup>1)</sup> definiert Fichte den Willen folgendermaßen: »Wille im Allgemeinen ist die Fähigkeit des Geistes, seinen gegebenen Zustand zu verändern oder ihn gegen die eintretende Veränderung festzuhalten, überhaupt also das Vermögen, aus sich selbst sich zu bestimmen auch in den Zuständen und Veränderungen, welche von außen in ihm angeregt werden.« Das bewusste Wollen äußert sich als ein Begehren oder Verabscheuen, und dieses wird angeregt durch Vorstellung und Gefühl. Es gibt eigentlich nur zwei Thätigkeitsweisen (Vermögen) des bewussten Geistes: das Erkennen und den Willen, Fühlen ist nur der unwillkürliche Begleiter von beiden.

Es wäre ein dankenswerthes Unternehmen, den Einfluss der ontologischen Methode auf die Bearbeitung verschiedener Erfahrungsgebiete historisch-kritisch zu untersuchen und die psychologischen Grundlagen festzustellen, welche ihrer Wirksamkeit immer wieder Eingang verschafft haben. Unter der Erklärung verstehen wir die Zurückführung eines Thatbestandes auf einen anderen, von einer Erklärung kann daher bei der begrifflichen Verallgemeinerung einer Thatsache eigentlich nicht geredet werden. Wir können auch in der Fichte'schen Theorie des geistigen Lebens wegen der darin angewandten ontologischen Methode keine wirkliche Erklärung desselben erblicken. Den Schein einer solchen aber gewinnen die nach dieser Methode erhaltenen Resultate, wie ich glaube, dadurch, dass der Umfang eines Begriffs die Brücke bildet, wodurch von einer Thatsache zur anderen die für die Erklärung nothwendige Verbindung hergestellt wird. Während eine empirische Erklärung die sorgfältige Analyse des Gegebenen zur Voraussetzung hat, verfährt

1) Ebend. II § 75 ff.

man hier in dialektischer Begriffsspaltung und hypostasirt dann die so gefundenen Merkmale als Thatsachen. So macht es Fichte, wenn er den Trieb auf ein Ergänzungsbedürfniss durch ein bestimmtes Gut zurückführt, wenn er eine vorbewusste Vernunft im Instinct annimmt, wenn er den Willen als das Vermögen des Geistes definirt, aus sich selbst sich zu bestimmen. Beharrt man auf dem einfachen Thatsächlichen, so wird diese Erklärungsweise vollständig im Stich lassen. Das Thatsächliche ist aber das im Bewusstsein Gegebene, und wer das Bewusstsein als eine Eigenschaft des Geistes, als ein Licht ansieht, welches das auch ohnedies Vorhandene beleuchte, der verschließt sich dem Quell und Ende aller Empirie, nämlich der unmittelbaren inneren Wahrnehmung.

## 2. Die empirische Erweiterung des Willensbegriffs.

Die innere Wahrnehmung hatte der Physiologie erhebliche Dienste geleistet, ehe die psychologische Arbeit bei der letzteren Ergänzung und Unterstützung suchte und fand. Was der psychische Thatbestand als Aufgabe und Direction der Physiologie darbot, kam in exacter Weise bestimmt und dadurch wissenschaftlich verwerthbar der Psychologie zurück. Es entwickelte sich aus diesen Wechselbeziehungen eine physiologische Psychologie, deren erkenntnisstheoretisch - metaphysische Deutung noch aussteht, aber hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Der leitende Gedanke dieser neuen Wissenschaft ist die Annahme eines durchgängigen Parallelismus des psychischen und physischen Geschehens; daraus entspringt im Einzelnen die Aufforderung, zu irgend einem gegebenen psychischen Thatbestande den zugehörigen nervösen Vorgang aufzufinden. Bedingung hierfür ist die genaue Analyse des unmittelbar Gegebenen, denn es wäre selbstverständlich ein vergebliches Unternehmen, die complicirten Thatbestände unseres Bewusstseins mit bestimmten, eindeutigen physiologischen Vorgängen zu parallelisiren. Zweierlei hat man sich bei dem Verfahren, welches in dieser Disciplin üblich ist, zu vergegenwärtigen. Erstlich muss man von einer unbeeinflussten Feststellung des unmittelbar Gegebenen seinen Ausgang nehmen; denn abgesehen davon, ob es je gelingen wird die zahllosen centralen Molecularbewegungen unabhängig von psychologischen Motiven in bestimmter Weise zu

gruppieren und zu sondern, so sind wir doch heute und wohl noch auf lange hinaus dazu ohne Zweifel nicht im Stande. Die Annahme bestimmter centraler Vorgänge ist daher im wesentlichen abhängig von der Direction der inneren Wahrnehmung. Sodann aber ist in dem Gedanken des Parallelismus weiter nichts enthalten, als eine unbestimmte Beziehung beider Erscheinungsreihen. Er lässt also in Anerkennung eines unbestreitbaren Sachverhalts die Frage völlig offen, welche Deutung jener Beziehung zu Theil werden kann oder muss. Die Entscheidung dieser Frage ist dem Boden der empirischen Wissenschaft vorläufig durchaus entzogen.

Die Begründung und den Ausbau der physiologischen Psychologie in dem bezeichneten umfassenden Sinne verdanken wir Wilhelm Wundt. Zum Verständniss seiner psychologischen Ansichten ist es nothwendig, vor allem zwei eng mit einander verknüpfte Gesichtspunkte festzuhalten. Beide sind vielleicht am beredtesten und eindringlichsten in der Ethik<sup>1)</sup> von ihm entwickelt worden. Es ist erstlich der Hinweis auf den continuirlichen Fluss des inneren Geschehens, in welchem die einzelnen Acte nicht als Objecte, sondern als Vorgänge anzusehen sind, die mit einander verschmolzen ein Ganzes, das jeweils vorhandene Bewusstsein, ergeben. Es ist andererseits die Auffassung, welche Wundt den einzelnen psychologischen Begriffen beigelegt wissen will. »Wir nennen eine innere Regung Gefühl, wenn das active Moment, das wir vorzugsweise in den Begriff des Willens verlegen, ganz zurücktritt; wir nennen sie Begehren, wenn dasselbe bemerkbar wird, ohne aber unmittelbar als verändernde Kraft auf den Verlauf des inneren Geschehens einzuwirken; wir reden von einem Wollen, wenn sich der innere Zustand mit der Wahrnehmung der Selbstthätigkeit und der verändernden Wirkung, welche diese entweder in unseren inneren Processen oder in den nach außen bezogenen Vorstellungen hervorbringt, verbindet.« Also thatsächlich ein Ganzes und ein wechselndes Geschehen, begrifflich elementare Qualitäten desselben und verschiedene Zusammensetzung aus ihnen. Aber diese Begriffe werden nicht zu realen Wesen, die hinter den Bewusstseinserscheinungen stehen und wirken, und das Bewusstsein nicht zu einer

---

1) S. 372 ff.

Eigenschaft oder Aeußerung des allein activen Unbewussten, sondern jene bleiben die logisch fixirten Bestandtheile eines unaufhörlichen Flusses erlebter Vorgänge, und dieses ist der zusammenfassende Ausdruck für alle unserer inneren Wahrnehmung jeweils zugänglichen psychischen Acte.

Ich werde im Folgenden die Wundt'sche Willenslehre unter den einzelnen Titeln: Der Begriff, die Wirksamkeit, die physiologische Grundlage, und die Entwicklung des Willens darzustellen suchen. Wenn ich einen Weg nehme, der nicht durchweg mit dem von Wundt gewählten übereinstimmt, so leitet mich dabei einerseits die Thatsache, dass seine Ansicht nicht selten missverstanden worden ist, was bei ihrer Eigenthümlichkeit und Schwierigkeit wohl zu begreifen, andererseits die Erwartung, dass die Darstellung desjenigen Weges, auf dem ich selbst mit einiger Mühe zum Verständnisse derselben gelangt bin, auch Anderen förderlich sein werde.

#### a. Der Begriff des Willens<sup>1)</sup>.

Wenn wir die Thatsachen unseres Bewusstseins auch nur oberflächlich zergliedern, so können wir einen wesentlichen Unterschied constatiren. Wir finden unter unseren unmittelbaren Erlebnissen solche, die mit voller Deutlichkeit uns gegenwärtig sind oder waren, und solche, die nur halb verschwommen oder dunkel sich in uns ereignen oder ereignet haben. Ganz besonders tritt dieser Unterschied hervor bei den Vorstellungen des Gesichtssinnes, wo ich mit den Namen Blickpunkt und Blickfeld die entsprechenden Thatsachen belege. Diese Ausdrücke kann man als inneres Blickfeld und innerer Blickpunkt auf die beiden hervorgehobenen Unterschiede der Bewusstseinsthatsachen überhaupt beziehen. Während gewöhnlich die erwähnten Fälle durch den Begriff der Aufmerksamkeit, die im ersteren thätig gedacht wird, auseinandergehalten werden, entsteht für die eindringende psychologische Forschung die Frage, ob nicht in der Aufmerksamkeit ein allgemeineres Phänomen sich kundgebe, welches durch dieses Wort in seinem üblichen

---

1) Grundzüge der physiolog. Psychol. II<sup>3</sup> 235 ff. Ethik S. 372 ff. Philos. Studien I S. 337 ff.

Sinne nicht gedeckt werde, und die Nöthigung, auch für den zweitgenannten Fall etwas nicht bloß Negatives, wie den Ausdruck Unaufmerksamkeit, als Bezeichnung einzuführen.

Beschränken wir uns zunächst auf die Vorstellungen. Wir machen hier die Erfahrung, dass wir uns bei allen den im Blickfelde des Bewusstseins befindlichen Empfindungen der reinen Passivität oder Receptivität bewusst werden, falls wir darüber reflectiren. Diejenigen Vorstellungen dagegen, welche im Blickpunkt des Bewusstseins erscheinen, sind verknüpft mit der Erfahrung einer gewissen Selbstthätigkeit oder einer inneren Thätigkeit. Diese letztere wurzelt in der Thatsache, dass für die Entstehung der mit Aufmerksamkeit erfassten Vorstellungen unser Verhalten abgesehen von äußeren Reizen maßgebend ist. Wir können hier demnach ein Vorgestelltes und ein Vorstellen unterscheiden. Wählen wir für diejenigen Vorstellungen, die im Blickfelde des Bewusstseins gegeben sind, obgleich sich die Berechtigung eines besonderen Begriffs vorstellender Thätigkeit hier nicht nachweisen lässt, eine analoge Bezeichnung, so werden wir die Namen Perception und Apperception einführen dürfen. Jener bezeichnet den Eintritt einer Vorstellung in das Blickfeld des Bewusstseins, dieser den Eintritt einer Vorstellung in den Blickpunkt des Bewusstseins. Aber während die Apperception als eine innere Thätigkeit von uns wahrgenommen wird, ist die Perception nur das Resultat einer nach Analogie gebildeten logischen Distinction. Ihre Berechtigung beruht abgesehen davon nur auf der allgemeinen Unterscheidung des Innen und Außen, des Ich und des Nicht-Ich.

Die Deutlichkeit und Vollständigkeit der Vorstellungselemente zeichnet die appercipirten Vorstellungen vor den percipirten aus, nicht minder eine Einheitlichkeit, welche unabhängig ist von der Zahl der appercipirten Empfindungen. Ausdehnung und Deutlichkeit der Apperception stehen für gewöhnlich in reciprokem Verhältniss zu einander. Als ihre Bedingungen aber kann man äußere und innere namhaft machen. Unter den ersteren sind hervorzuheben diejenigen Veränderungen des motorischen Apparats, welche zufällig bestimmte Objecte in den Vordergrund unseres Bewusstseins rücken, ferner Stärke, Dauer und Umfang der Eindrücke. Ueberall da, wo wir solche äußere Bedingungen allein nachweisen können,

reden wir vorzugsweise von unwillkürlicher oder passiver Apperception. Zu den inneren Bedingungen rechnen wir erstlich die Erinnerung, welche durch Reproduction einer einem gegebenen Object entsprechenden oder mit ihm associirten Vorstellung die verstärkende oder bevorzugende Apperception auf dasselbe richtet, zweitens das Gefühl der Lust oder Unlust, welches sich an eine der im Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen heftet und sie dadurch hervorzuheben veranlasst, endlich die relative Leere des Bewusstseins. Diese fünf Bedingungen combiniren sich in mannigfaltiger Weise. Von der ersten wird man selten behaupten können, dass sie allein ausreiche, um ein Object in den Blickpunkt des Bewusstseins zu heben, häufiger wird sie im Verein mit der zweiten diesen Erfolg haben. Alle fünf Bedingungen können gemeinsam dazu beitragen. Je mehr die inneren Bedingungen hierbei eine wesentliche Rolle spielen oder zu spielen scheinen, um so mehr gewinnt die Apperception den Charakter einer willkürlichen oder activen. Dies hat seinen Grund darin, dass wir uns hier meist einer wählenden Thätigkeit bewusst werden, die als mehrdeutig bestimmte von der eindeutig bestimmten unterschieden werden kann. Selbstverständlich bringt die Zahl der mitwirkenden Bedingungen keine qualitative Veränderung an dem Vorgang der Apperception selbst hervor. Nur für die Beurtheilung ihres Grades ist allerdings die Zahl der Motive und die ihnen beigemessene Stärke wesentlich.

Als die Grundeigenschaften der Apperception erscheinen demnach die Selbstthätigkeit und die Einheitlichkeit. Jene kann sich in begleitenden Empfindungen der Muskelspannung verstärken und bald als Besinnung, bald als Gefühl des Aufmerkens bezeichnet werden. Diese Haupteigenschaften aber sind es gerade, welche wir bei der Absonderung der Vorstellungs- und Gefühlsbestandtheile in dem Wollen zurückbehalten. Wir sind demnach berechtigt, die Apperception als primitive Willensthätigkeit zu bezeichnen. Wir reden gewöhnlich von einem Wollen überall da, wo vermöge einer entscheidenden Wahl eine Handlung oder Handlungsreihe begonnen wird. Gewählt wird aber zwischen Vorstellungen, die verschiedene ausführbare Handlungen mir vergegenwärtigen. Es zeigt sich also darin weiter nichts, als was oben in dem Begriff der mehrdeutig bestimmten Apperception zusammengefasst wurde. Eine

appercipirte Vorstellung ist demnach die Bedingung äußerer Willenshandlung. Das Wollen selbst also ist, sofern es einen eigenthümlichen Bewusstseinsvorgang bedeutet, als Apperception aufzufassen.

Die Einfachheit des so gewonnenen Willensbegriffs leuchtet ohne weiteres ein, doch müssen angesichts so mancher Angriffe gegen denselben noch einige Bemerkungen über seine empirische Grundlage hier ausgesprochen werden. Man kann an dem Begriff der inneren Thätigkeit, welcher den Ausgangspunkt bei Wundt bildet, Anstoß nehmen, vor allem die Frage aufwerfen, ob nicht dieser Begriff ein durch nachträgliche Reflexion über innere Vorgänge geschaffener ist und keine thatsächliche Grundlage in der unmittelbaren Erfahrung besitzt. Der Vergleich zumal mit den logisch erweiterten Willenslehren könnte die Meinung nahelegen, als wäre auch hier nichts weiter geschehen, als ein durch analysirende speculative Betrachtung gewonnenes abstractes Merkmal als Wille oder Wollen hypostasirt worden. Dem gegenüber muss nun der streng empirische Ausgangspunkt bei Wundt energisch betont werden. Nicht ob wir in dem Willen eine innere Thätigkeit zu sehen oder anzuerkennen haben, ist für ihn die Frage, sondern ob wir eine solche unmittelbar in uns erfahren. Indem er diese letztere Frage bejaht, fühlt er sich berechtigt, diesen Bewusstseinsvorgang, der weder als Empfindungsinhalt, noch als Gefühl bezeichnet werden darf, Wollen zu nennen. Um nun aber den zunächst aus einer Analyse der Vorstellungen gewonnenen Begriff des elementaren Willens von dem complicirten Phänomen gleichen Namens ausdrücklich zu sondern, wird für jenen der alte Begriff der Apperception in Anwendung gebracht. Leibniz, welcher diesen Begriff zuerst einfuhrte, verstand darunter den Eintritt einer Perception in das Selbstbewusstsein. Im Grunde stimmt diese Unterscheidung mit der von Wundt gewählten gut überein, nur ist ein wichtiger Umstand dabei zu beachten. Sich eines Vorgangs bewusst sein oder werden und in seinem Bewusstsein etwas erleben ist nicht dasselbe. Ich kann z. B. auf einen Schalleindruck aufmerksam und mir doch dessen nicht bewusst gewesen sein, d. h. nicht darauf geachtet, nicht darüber reflectirt haben. Es ist demnach der Wundt'sche Begriff der Apperception weiter, als der von Leibniz gewählte, und ent-

spricht besser derjenigen Bedeutung, welche das unmittelbare Bewusstsein für die Psychologie besitzt.

Der zuletzt hervorgehobene Unterschied ist aber auch noch in anderer Beziehung beachtenswerth. Man kann zweifeln, ob wirklich eine innere Thätigkeit immer in Fällen der aufmerksamen Beobachtung uns bewusst wird. So ausgedrückt bedeutet dieser Zweifel, ob immer eine Apperception von uns appercipirt werde. Und das ist gewiss zu bestreiten. Damit ist aber nicht geleugnet, dass überall da, wo wir uns appercipirend verhalten, wir eine innere Thätigkeit unmittelbar erleben. Es liegt hier eine eigenthümliche Schwierigkeit vor, die aber nicht minder an anderen Bewusstseinsvorgängen haftet. Eine Freude, die ich erlebe, braucht mir nicht bewusst zu werden, d. h. ich brauche nicht zugleich festzustellen, dass ich sie erlebe. Darum werde ich doch an ihrer Thatsächlichkeit nicht zweifeln. Eine percipirte Vorstellung könnte sonst ebenfalls in ihrem Vorhandensein bestritten werden, denn indem ich sie beobachte, appercipire ich sie, ist sie also nicht mehr percipirt. Alle diese Erfahrungen zeigen, dass auch bei der Aufmerksamkeit nur die Erinnerung an eine innere Thätigkeit oder die nachträgliche Feststellung derselben vielfach stattfinden kann, und dass ich daraus nicht zu schließen brauche, sie wäre nicht vorhanden gewesen. Die Erinnerung als Quelle spielt überhaupt die größte Rolle bei der psychologischen Arbeit.

Endlich aber scheint eine gewisse Scheu vorhanden zu sein, von einer inneren Thätigkeit als Bewusstseinserebniss zu reden. Man ist gewöhnt, diesen Ausdruck in so abstracter Weise zu gebrauchen, dass er auf eine bestimmte Wirklichkeit nur in allgemeinem Sinne Anwendung zu verdienen scheint. Aber wenn wir unser Bewusstsein sorgfältig analysiren und Vorstellungs- und Empfindungsinhalte, Gefühle und Stimmungen darin feststellen, so bleibt noch ein qualitativ gleichartiger Vorgang nach, den man gerade als Spontaneität oder Activität oder innere Thätigkeit völlig adäquat wird bezeichnen dürfen. Ist dies aber so, dann ist der erwähnte Name der richtige Ausdruck für ein Elementarphänomen unseres Bewusstseins und von gleicher psychologischer Bedeutung, wie Lust oder Blau.

Besondere Beachtung gebührt der Thatsache, dass wir den Unterschied Blickfeld und Blickpunkt nicht auf die Gefühle ausdehnen können. Wenn sie überhaupt vorhanden sind, so stehen sie im Vordergrunde des Bewusstseins in Verbindung mit appercipirten Vorstellungen. Dieser enge Zusammenhang der Apperception mit den Gefühlen der Lust und Unlust findet in der später zu erwähnenden Ansicht Wundt's von der Entstehung der letzteren seine Berücksichtigung.

b. Die Wirksamkeit des Willens<sup>1)</sup>.

Ueber die Wirksamkeit des Willens habe ich in doppelter Weise zu reden, erstlich indem ich nach den Bedingungen frage, welchen dieselbe unterliegt, sodann in Bezug auf die Vorgänge, in denen der Wille sich wirksam erweist.

Hinsichtlich der Motive des Willens darf ich mich kurz fassen, insofern ich bereits bei der Besprechung der Bain'schen Willens-  
theorie meine Ansicht darüber ausgesprochen und andererseits schon in der Darstellung des Willensbegriffs die äußeren und inneren Bedingungen namhaft gemacht habe, welche nach Wundt die Apperception bestimmen. Da unter den letzteren nicht ausschließlich Gefühle der Lust oder Unlust angeführt werden, so glaube ich auch, dass sie von Wundt nicht als die ausschließlichen Motive jeder Willenshätigkeit angesehen werden. Alle Aeußerungen, welche diesen Inhalt zu haben scheinen, dürfen, wie ich meine, auf die erstmalige Entstehung von Willenshandlungen bezogen werden, und dann ist diese Behauptung von unbestreitbarer Wahrheit. Ein Object, das zum ersten Mal meine Aufmerksamkeit erregt, verbindet sich sofort in der Vorstellung mit einem Gefühl der Lust, das ich als Interesse bezeichne, eine Bewegung, zu der ich einen ersten Willensimpuls sende, wird durch ein Werthgefühl hervorgerufen, dem ich nachgebe. Aber auch über diese Grenze hinaus sind Gefühle der Lust oder Unlust häufig treibende Anlässe meiner Handlungen und Gedanken. Nur in jenen Fällen, die ich früher angeführt habe, können wir keine solchen Motive unmittelbar für die Entstehung

1) Phys. Psych. I<sup>3</sup> 535 ff. II<sup>3</sup> S. 239 ff. 364 ff. 408 ff. 487 ff. Philosophische Studien a. a. O.

einer Willensthätigkeit nachweisen. Näher besehen beruht dies auf dem Einfluss der Uebung oder Gewohnheit und des in diesem Sinne ungestörten Ablaufs unserer Vorstellungen und Thätigkeiten. Denn selbst, wo es sich um eine bekannte, häufig ausgeführte Apperception handelt, wird dieselbe von einem Gefühl unterstützt sein, wenn sie in einen gewissen Gegensatz tritt zu den gerade geschehenden inneren Vorgängen. Darin zeigen sich die bekannten Einflüsse des Contrastes und der Gewohnheit auf das Gefühlsleben.

Dass der Wille eine überaus weitgehende Mitwirkung in den mannigfaltigsten Bewusstseinsvorgängen besitze, wird man bei dem gegenüber der gewöhnlichen Ansicht so erheblich erweiterten Willensbegriff Wundt's selbstverständlich finden. Ich kann mich hier nicht auf eine ausführliche Darstellung der einzelnen Thätigkeitsweisen des Willens einlassen und mich umsomehr nur auf eine Hervorhebung der principiellen Gesichtspunkte beschränken, als eine zusammenfassende und klare Uebersicht der Apperceptions-thätigkeit von Staude in seiner Arbeit über den Begriff der Apperception<sup>1)</sup> bei der Behandlung der Wundt'schen Ansichten geliefert worden ist.

Zunächst knüpfen wir an den einfachsten Fall an, wo die Apperception einer Empfindung stattfindet. Dasjenige, was der Wille hierbei leistet, war eine größere Klarheit derselben. Aber damit eine solche Deutlichkeit eintrete, muss die Aufmerksamkeit sich an die Stärke des Eindrucks anpassen. »Die Apperception ist scharf, wenn die Spannung der Aufmerksamkeit der Stärke des Eindrucks genau entspricht; sie ist stumpf im entgegengesetzten Falle.« Es ist also eine gewisse Intensität der zu appercipirenden Vorstellung nothwendig, damit eine deutliche Auffassung zu Stande komme. Die Spannungsempfindungen, welche die Adaptation der Aufmerksamkeit begleiten, sind ein Maß für die Größe derselben. Man beobachtet sie auch, wenn Erinnerungsbilder die Objecte der Apperception sind, und hier gelten im Uebrigen die gleichen Umstände, wie bei den Empfindungen.

Diese Spannungsempfindungen, welche mehr oder weniger

---

1) Philos. Studien I S. 149 ff.

constante Nebenerscheinungen der Aufmerksamkeit sind, zeigen uns bereits den Einfluss der Apperception auf die Bewegungen. Weder der sensorische noch der motorische Effect »lässt sich mit Bestimmtheit als der primäre nachweisen, sondern beide erscheinen als unmittelbar an einander gebundene, aber allerdings zugleich als wechselseitig sich verstärkende Elemente.« Bei den Empfindungen kann die Verstärkung auch durch erneute Reizungen, bei den Erinnerungsbildern dagegen nur durch central erregte Bewegungsempfindungen vor sich gehen. Daher entsteht hier die Meinung, als wären diese und die ihnen zu Grunde liegenden Muskelinnervationen die eigentliche Ursache des Auftretens von reproducirten Vorstellungen. Aber die Muskelinnervation setzt den Impuls voraus, und dieser empfängt seinen Anstoß durch eine Empfindung des entsprechenden Sinnesgebiets. Dies findet seine Ergänzung in dem, was ich oben Bain gegenüber bemerkt habe. Es ist also der unmittelbare Einfluss des Willens nicht auf die motorische Innervation beschränkt, sondern er zeigt sich auch wirksam in der Erhebung von Vorstellungen in den inneren Blickpunkt.

Offenbar werden die Verbindungen der Vorstellungen nicht minder von der Apperceptionsthätigkeit abhängen, als die Empfindungen. Nur ist hier der Unterschied der passiven und activen Apperception von maßgebender Bedeutung. Ueberall da, wo in ganz eindeutiger Weise zwei Vorstellungen sich mit einander verbinden, sprechen wir von Associationen, wo dagegen mit einer durch die ganze Entwicklungsgeschichte des Bewusstseins causal bestimmten Thätigkeit aus mehreren Associationen bestimmte Vorstellungen ausgewählt werden, treten uns apperceptive Verbindungen entgegen. Da die passive Apperception der activen vorangeht, so wird man auch annehmen müssen, dass die letztgenannten Verbindungen der Vorstellungen sich auf Grund der Associationen entwickelt haben. Wengleich wir bei diesen, zumal ihrer simultanen Form, uns einer inneren Willensthätigkeit nicht bewusst werden, so gelangen sie doch nur vermittelt einer solchen überhaupt zu unserer Wahrnehmung. Der Unterschied zwischen der Apperceptionsthätigkeit im einen und im anderen Falle besteht also wesentlich darin, dass bei den Associationen die simultanen und succesiven Verbindungen der Vorstellungen als solche nicht von der

Apperception hergestellt, sondern ihr fertig gegeben werden, während die eigentlich logischen Verbindungen, welche bestimmte Beziehungen unter den möglichen associativen Verknüpfungen hervorheben, nur durch die Wirksamkeit der Apperception entstanden gedacht werden.

Auch mit den Gefühlen hängt die Apperception zusammen. Nicht nur insofern, als Lust oder Unlust die häufigsten Motive derselben sind, sondern auch in dem Sinne, dass sie als die Reaktionsformen der Apperception angesehen werden.\* Zunächst ist nach Wundt die Entstehung der sinnlichen Gefühle aus einer Reaction der Apperception gegen den Sinneseindruck zu erklären. Diese über die unmittelbare Erfahrung hinausführende Ansicht findet in derselben folgende Stützen. Erstlich sind wir uns in den Gefühlen aller Art einer größeren Selbständigkeit, einer inneren Thätigkeit bewusst, die bei den Perceptionen mangelt, während sie als der eigentliche Bewusstseinsinhalt der Apperception anzusehen ist. Die Thatsache, dass wir unsere Gefühlsqualitäten nicht ebenso wie die Empfindungsqualitäten den Dingen außer uns beilegen, kann nicht lediglich daraus erklärt werden, dass wir die Entstehung derselben oder ihren Bestand nicht an den Bestand der erregenden Reize geknüpft sehen. Denn von vielen Empfindungen gilt das Gleiche, dass sie über die unmittelbare Reizung hinaus andauern. Aber wir erfahren, dass die Gefühlsfärbung der Empfindungen von allgemeineren Bedingungen abhängig ist, als die Qualität derselben, aus dem Mangel an Constanz, den sie in Bezug auf ihre Stärke, wie ihre Qualität zeigt. Zweitens sind sowohl der Wille als auch das Gefühl in der Weise von der Uebung oder Gewohnheit abhängig, dass sie beide sich abstumpfen; so werden die Willensbewegungen automatisch und früher appercipirte Vorstellungen erregen nicht mehr die Aufmerksamkeit, und so verlieren die Gefühle allmählich in Folge häufiger Wiederholung der Eindrücke ihre ganze ursprüngliche Lebhaftigkeit und Frische. Drittens wird das Auftreten einer Perception ohne weiteres an das Vorhandensein eines entsprechenden Reizes sich knüpfen, die Entstehung von Gefühlen dagegen ist wenigstens im entwickelten psychischen Leben an Dispositionen des Bewusstseins gebunden, welche ihre Geschichte haben. Das nämliche gilt, wie wir bereits gesehen haben, von der

Apperception. Viertens finden wir diejenigen Formen des Wollens, denen wir am häufigsten im gewöhnlichen Leben begegnen, das Begehren und Widerstreben, in einem so natürlichen und nahen Zusammenhange mit Gefühlen der Lust und Unlust, dass es nur einer scharfen Analyse gelingen mag, die einzelnen Bestandtheile zu sondern. Sie scheinen sich als einfache Vorgänge unserer inneren Wahrnehmung kundzugeben, als strebende Lust und widerstrebende Unlust, als Verlangen und Abscheu. Dagegen ist für diesen Gemüthszustand der ihn erregende Gegenstand oder die denselben repräsentirende Vorstellung von verhältnissmäßig geringerer Bedeutung.

Schon in dem Bisherigen ist theilweise angedeutet worden, dass diese Beziehung zwischen der Apperception und den Gefühlen nicht bloß auf die sinnliche Lust und Unlust beschränkt werden kann. Für die ästhetischen Elementargefühle, die auf den Zeit- und Raumverhältnissen der Vorstellungen beruhen, braucht der gleiche Zusammenhang mit der Apperception nicht besonders nachgewiesen zu werden, ebensowenig für die intellectuellen Gefühle, welche die apperceptiven Verbindungen der Vorstellungen begleiten und so als unmittelbare Wirkungen der Apperception erscheinen. Nur von den Affecten soll in diesem Sinne noch besonders die Rede sein. Als einen Affect einfachster Art darf man den Eindruck bezeichnen, welchen ein unerwarteter Reiz auf das Bewusstsein hervorbringt. Unerwartet ist aber ein Reiz, wenn die Apperception sich nicht an ihn adaptirt hat, in den Blickpunkt des Bewusstseins drängt er sich dann nur vermöge seiner Stärke. Andererseits kann selbst bei vorhergehender Adaptation ein Affect entstehen, wenn der Reiz so stark ist, dass er die Apperception rasch erschöpft. Die Triebe endlich unterscheiden sich dadurch von den Affecten, dass äußere Bewegungen bei ihnen in den Dienst der Gemüthsregungen treten. Auf sie werde ich bei der Darstellung der Entwicklung des Willens noch zurückkommen.

Wundt unterscheidet ferner solche Bewegungen, »die als mechanische Erfolge bestimmter Nervenregungen ohne wesentliche Betheiligung psychischer Zwischenglieder auftreten«, und solche, bei denen gewisse Bewusstseinszustände als die psychischen Ursachen der Bewegungen von uns wahrgenommen werden oder

vorausgesetzt werden können. In dem ersteren Falle handelt es sich um automatische Bewegungen, wenn der erregende Impuls vom motorischen Centralgebiet ausgeht, um reflectorische, wenn ein sensibler Reiz die unmittelbare Veranlassung der Bewegung ist. Im zweiten Falle liegen entweder Trieb- oder willkürliche Bewegungen vor, hier ist also immer der Wille in eindeutig oder mehrdeutig bestimmter Weise der Ursprung der Bewegung. Da zwischen den beiden Grundformen des Triebes, Begehren und Widerstreben, ebenso eine Indifferenzlage besteht, wie zwischen Lust und Unlust, so haben wir den Triebbewegungen auch solche eindeutig bestimmte Bewegungen zu subsumiren, welche der appercipirten Vorstellung ohne begleitende Gefühle ihren Ursprung verdanken. Die große Classe dieser Bewegungen ist die der gewohnheitsmäßigen.

Ich hatte häufiger Gelegenheit, auf die nahe Beziehung hinzuweisen, in welcher Wille und Selbstbewusstsein zu einander stehen. Bei Wundt findet dieselbe ihren klaren und vollständigen Ausdruck. Das Selbstbewusstsein entsteht nach ihm einerseits aus einer Summe von Vorstellungen, die einen permanenten Charakter annehmen, andererseits aus der Abhängigkeit, in welcher dieselben von unserem Willen stehen. Später wird dann überhaupt die innere Thätigkeit der Apperception zum eigentlichen Inhalt des Ich, und alle jene halb sinnlichen, halb begrifflichen Bestandtheile desselben werden von mehr oder weniger accessorischer Bedeutung.

Ueberblicken wir die gesammte Wirksamkeit des Willens, wie wir sie in kurzen Zügen zu schildern suchten, so erhellt ohne weiteres die bedeutende Rolle, welche ihm nach Wundt in dem seelischen Leben zukommt. Streng genommen gibt es für das entwickelte Bewusstsein nur einen Inhalt, der nicht vom Willen abhängig ist oder bei welchem diese Function nicht betheilig ist, das sind die Perceptionen, die percipirten Empfindungen oder Vorstellungen. Aber dieselben führen für uns auch nur eine Schattenexistenz. Sie bilden einen umfangreichen Stoff, den wir uns nur mit Hülfe apperceptiver Thätigkeit verwerthbar machen können. So wird auch alles das, was von ihnen ausgeht — es werden sicherlich auch automatische Bewegungen zum Theil durch sie angeregt oder regulirt —, von uns als nicht zu unserem eigentlichen inneren

Leben gehörig betrachtet. Dasselbe concentrirt sich vielmehr auf alles das, was in den inneren Blickpunkt des Bewusstseins fällt und die damit in engster Verbindung stehenden Gemüthsbewegungen. Zweifellos wird durch diese Auffassung den Thatsachen vollauf Rechnung getragen.

c. Die physiologische Grundlage der Apperception<sup>1)</sup>.

Für die physiologische Psychologie erhebt sich nach einer Feststellung des psychischen Thatbestandes die Frage nach dem centralen Vorgang, den man als die Begleiterscheinung desselben ansehen dürfe. Dass man hier bei seinen Annahmen einer solchen auf die Beziehungen angewiesen ist, welche auf entwicklungs-geschichtlichem oder pathologischem oder experimentellem Wege zwischen psychischen und centralen Functionen ermittelt werden, ist selbstverständlich. In diesem Gebiet herrscht aber noch eine große Unsicherheit einerseits, eine große Uneinigkeit andererseits. Ich muss mich damit begnügen, die allgemeinen Anschauungen Wundt's über die Bedeutung centraler Functionen und die besondere Annahme eines Apperceptionsorgans zu reproduciren.

Ich hebe vor allem das Princip der Indifferenz der Function, das Princip der stellvertretenden Function und das Princip der localisirten Function hervor. Jedes Element leistet, was es leistet, nur durch die Verbindung mit anderen Elementen. Kein Element vollbringt daher »specifische Leistungen, sondern die Form seiner Function ist von seinen Verbindungen und Beziehungen abhängig.« Beweis dafür ist, dass für Elemente, deren Function gehemmt oder aufgehoben ist, andere die Stellvertretung übernehmen können, sofern sich dieselben in den geeigneten Verbindungen befinden. Die Localisation einer bestimmten Function kann daher nur den Sinn haben, dass ihr unter gegebenen Bedingungen der Leitung eine bestimmte Region im Centralorgan entspricht, von welcher sie ausgeht, d. h. deren Elemente in den zur Ausführung der Function geeigneten Verbindungen stehen. Daneben aber betont Wundt die Einfachheit der zu localisirenden Function. Nicht Verstand oder Gedächtniss u. s. w. sind an besondere Regionen gebunden,

1) Phys. Psych. I<sup>3</sup> S. 233 ff. II<sup>3</sup> S. 240 f.

sondern die einfachen, durch psychologische Analyse gewonnenen Elementarphänomene.

Beachten wir nun, dass bisher mit einiger Sicherheit motorische und sensorische Regionen in der Hirnrinde haben festgestellt werden können; und dass pathologische Beobachtungen einen Zusammenhang von Stirnhirnverletzungen oder -degenerationen mit Störungen der Intelligenz und des Willens gelehrt haben, so werden mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit in den Stirnregionen des Großhirns diejenigen physiologischen Vorgänge localisirt werden können, welche die Apperception begleiten. Denn gerade in dem Denken erweist sich neben Vorstellungen und sprachlichen Bewegungen psychologisch noch die Apperception wirksam, und dieselbe haben wir zugleich als die primitive Willensthätigkeit bestimmen können. Gestützt wird ferner die Vermuthung einer physiologischen Grundlage der Apperception durch die Thatsache, dass sich mit der Aufmerksamkeit häufig die Empfindung einer Anstrengung verbindet und letztere wahrscheinlich immer von Muskelspannungen begleitet wird, welche auf eine gleichzeitige motorische Erregung zurückzuführen sind.

↙ Nach der psychologischen Bedeutung der Apperception haben wir eine Verbindung der sie begleitenden physiologischen Vorgänge mit motorischen wie sensorischen Centren anzunehmen. Dieser Forderung entspricht das von W u n d t entworfene Schema der Leitungsbahnen, welche zwischen diesen verschiedenen Organen bestehen. Das Apperceptionsorgan erhält auf einem centripetalen Wege die in den sämtlichen Körperorganen stattfindenden sinnlichen Erregungen, auf einem centrifugalen Wege führt es untergeordneten Centren Impulse zu, die, wenn sie an Sinnescentren übertragen werden, der Apperception von Empfindungen, wenn sie Muskelcentren zu Theil werden, der Ausführung willkürlicher Bewegungen zu Grunde liegen. Da in der Regel beides zugleich geschieht, so entstehen selbst in den Fällen, wo die wirkliche Bewegung unterbleibt, schwache Miterregungen der Muskeln, die sich als Spannungsempfindungen in unserem Bewusstsein kundgeben. Der Grad der Apperception und die Intensität der Empfindungen sind von einander unabhängig. Wo jene die Größe der letzteren steigert, da geschieht es nur in geringem Grade und mit dem

deutlichen Bewusstsein eines Willenseinflusses. Das findet physiologisch seinen Ausdruck in der Selbständigkeit der beiden Centren. »Von der Stärke der Sinneserregung ist die Intensität der Empfindung, von der Stärke der apperceptiven Erregung die Klarheit derselben abhängig.«

Diese Ausführungen lassen die physiologische Grundlage der Apperception in Erregungen erkennen, welche von einem besonderen Organ ausgehen und, abgesehen von der gesammten Entwicklung desselben, im einzelnen centripetalen Eindrücken ihre Entstehung verdanken, ihrerseits aber auf sensorische und motorische Centren sich übertragen und so entweder als Aufmerksamkeit oder als Bewegungsimpuls wirken.

#### d. Die Entwicklung des Willens<sup>1)</sup>.

Die Frage nach der Entwicklung des Willens hat durch die Behauptung verschiedener Psychologen, dass das Unwillkürliche dem Willkürlichen vorangehe, ein besonderes Interesse erlangt. Man hat dabei einerseits nur die Bewegungen, andererseits nur die individuelle Entwicklung in Betracht gezogen. Die Ansicht, welche wir meinen, lautet demnach folgendermaßen: ursprünglich, d. h. am Anfang der menschlichen Entwicklung, weiß die Seele und weiß der Wille noch nichts von dem motorischen Mechanismus, welcher ihr zur Disposition gestellt wird, erst durch eine Fülle von reflectorischen oder automatischen Bewegungen, welche entsprechende Vorstellungen in ihr erregen, lernt sie allmählich mit Bewusstsein, d. h. absichtlich Bewegungen ausführen. Diese Anschauung finden wir bereits bei Herbart, sodann bei Lotze, neuerdings ist sie von Baumann<sup>2)</sup> in theilweisem Anschluss an Bain vertreten worden. Dem gegenüber hat Wundt diese heterogenetische Theorie der Entstehung willkürlicher Bewegungen mit Gründen bekämpft, welche ich für durchschlagend halte.

Es ist bemerkenswerth, dass die heterogenetische Ansicht durchaus geleitet wird von dem Willensbegriff, den sich die erwähnten Psychologen gebildet haben. Wer, wie Herbart, unter dem

1) a. a. O. II S. 463 ff. Essays S. 286 ff. Philos. Stud. a. a. O.

2) Philos. Monatshefte Bd. 17 S. 558 ff.

Wollen nur ein Verhältniss zwischen Vorstellungen und unter Willenshandlung nur die Wahlhandlung versteht, wird genöthigt sein, dieselbe auf einfachere Vorgänge, d. h. eigentlich auf Unwillkürliches zurückzuführen. Ebenso verhält es sich mit Lotze und Baumann, die unter dem Wollen nur die Wahl oder den Entschluss verstehen. Etwas anders liegt die Sache bei Bain. Auch er hat ausführlich nachzuweisen gesucht, dass automatische und spontane Bewegungen den willkürlichen vorangehen müssen. Der Nachweis aber besteht hier wesentlich darin, dass die Verbindung zwischen spontanen Impulsen und Gefühlen der Lust oder Unlust eine durch die Erfahrung entstandene sei. Wenn nun in der Spontanität selbst nach ihm ein wirkliches Element allen Wollens gesehen werden muss, so wird in gewissem Sinne schon früh, d. h. schon bei den frühesten Bewegungen ein Willenselement sich theiligen. Er ist daher nicht ganz zu den Vertretern jener heterogenetischen Theorie zu zählen, wie die anderen genannten Psychologen.

Da sich also die heterogenetische Theorie von der Entstehung willkürlicher Bewegungen auf die entsprechenden Ansichten vom Wesen und Wirken des Willens im allgemeinen zurückführen lässt, so bin ich früher auf diese Frage nicht näher eingegangen. Jenen negativen und positiven Willenstheorien gegenüber aber habe ich bereits auf die Punkte hingewiesen, welche mir wesentlich schienen, so einerseits darauf, dass ein Wollen als primärer Bewusstseinsvorgang nur aus Indifferenzirten, nicht aber aus gleich primären Zuständen entwickelt zu denken sei, andererseits darauf, dass der Wille als Entschluss oder Wahl entweder ein complicirter Vorgang ist oder nichts dem wählenden Willen allein Eigenthümliches darstellt. Nur auf dem Standpunkt einer vollkommen negativen Ansicht vom Willen ist man berechtigt, die Entstehung der willkürlichen Bewegungen in der geschilderten Weise aufzufassen, denn wo man einen Willen als elementares Bewusstseinsphänomen nicht anerkennt, da kann man selbstverständlich nicht ein ursprüngliches Wirken desselben annehmen. Ist der Wille ein aus Vorstellungen und Gefühlen zusammengesetzter Act, so können auch nur diese etwas leisten, er ist dann bloß ein Name, keine ursprüngliche Energie des Bewusstseins.

Wo man dagegen in dem Willen eine eigenthümliche Function sieht, da kann man weder seine Leistungen durch andere vertreten lassen, noch ihn aus entwickelten Vorgängen des Bewusstseins ableiten. Denn jede elementare Function desselben ist ebenso ursprünglich wie das Bewusstsein selbst. Dieser nothwendigen Consequenz trägt die von Wundt vertretene autogenetische Ansicht von der Entwicklung des Willens Rechnung. Sie verzichtet von vornherein auf eine Beantwortung der empirisch jedenfalls unlösbaren Frage nach der Entstehung des Willens im eigentlichen Sinne des Wortes, sie beschränkt sich vielmehr darauf das Verhältniss des Willens zu den anderen Functionen des Bewusstseins zu erörtern, die Entstehung der äußeren Willensthätigkeit aus der inneren darzustellen und die Entwicklung der complicirten aus den einfachen Willenshandlungen begrifflich zu machen.

Indem ich von dem ersten Punkte, den ich bereits bei der Schilderung der Wirksamkeit des Willens erledigt zu haben glaube, hier absehe, wende ich mich sofort zu der Besprechung des zweiten und dritten. Wir müssen uns hier vor allem vergegenwärtigen, dass nach Wundt die Apperception als innere Willensthätigkeit sowohl sensorische, als auch motorische Erregungen unmittelbar hervorzurufen resp. zu beeinflussen vermag. Es liegt daher kein Grund vor, an der Möglichkeit einer rein impulsiven Apperception zu zweifeln. Wundt unterscheidet zwischen einer reproductiven und einer impulsiven Apperception. In jener tritt das Bewegungsbild, d. h. die Vorstellung der Bewegung hervor und die Innervationsempfindung zurück, umgekehrt verhält es sich bei der impulsiven Apperception. Außerdem aber lehrt die Erfahrung, dass jene nur auftaucht, wo eine Verzögerung des Impulses durch Wahl oder Ueberlegung stattfindet. Setzen wir weiterhin voraus, was durch Thierbeobachtungen große Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass die eindeutig bestimmten Willensacte den mehrdeutig bestimmten zeitlich vorangehen, und halten wir daran fest, dass die reproductiven Vorstellungen den Empfindungen nachfolgen. Dann ergibt sich für die äußere Willenshandlung folgende Anschauung. Ursprünglich durch impulsive Apperception zu Stande gekommen, hat sie die Bewegungsvorstellung dann in sich aufgenommen. Eine annähernd reine impulsive Apperception lässt sich auch im entwickelten

Leben beobachten, z. B. bei einfachen Reactionen ohne vorausgehende Bewegungsvorstellung mit deutlicher Innervations- und Spannungsempfindung. Aber jederzeit kann durch Verzögerung des Impulses eine reproductive Apperception den Bewegungsact anticipiren. Während also nach der heterogenetischen Ansicht die Bewegungsvorstellung das nothwendige Motiv einer äußeren Willenshandlung bildet und dieselbe die Wahrnehmung willenloser Bewegungen zur Voraussetzung hat, sind hier die letzteren überhaupt erst als mechanisch gewordene Willenshandlungen begreiflich und die Bewegungsvorstellungen die Folgeerscheinungen ursprünglich ohne sie sich vollziehender Triebbewegungen.

Schon früher habe ich bemerkt, dass Wundt die Triebhandlungen als einfache Willenshandlungen bezeichnet, die sich nur dadurch von den complicirten Wahllacten unterscheiden, dass ein vorausgehendes Motiv unmittelbar wirksam wird. Die Entwicklung des Willens denkt sich nun Wundt so, dass er den Trieb an den Ursprung der geistigen Thätigkeit überhaupt setzt und in dem Triebe neben einer mehr oder weniger gefühlsstarken Empfindung ein apperceptives Element annimmt, das bei der ursprünglichen Ungeschiedenheit der einzelnen Bestandtheile in dem einfachen Bewusstseinsganzen enthalten gedacht werden muss. Gerade bei den niedersten Lebewesen »treten die Körperbewegungen von automatischem und reflectorischem Charakter durchaus zurück gegenüber solchen Handlungen, die auf eine vorangegangene Empfindung oder Vorstellung und einen daraus entstandenen Trieb hinweisen, und denen wir danach den Charakter einfacher Willenshandlungen beilegen müssen.« Es ist daher richtiger, alle Bewegungen auf eine ursprüngliche Wirksamkeit des Willens zurückzuführen, also auch die automatischen und reflectorischen Bewegungen als mechanisch gewordene Trieb- oder Willkürhandlungen aufzufassen. Die erste Entstehung einer Willenshandlung ist demnach so zu denken, »dass ein äußerer Eindruck und mit ihm gleichzeitig die von ihm ausgelöste Bewegung apperceptirt wurde.« Von dem eigentlichen Reflex, mit dem sie im allgemeinen Typus übereinstimmt, unterscheidet sich diese primitive Willenshandlung erstlich durch eine vorausgehende gefühlsstarke Vorstellung und zweitens durch die impulsiv apperceptirte Bewegungsempfindung. So entwickeln sich also will-

kürliche Bewegungen, Triebbewegungen und Reflexe gemeinsam aus einer Form der Bewegung, »welche in gewissem Sinne die Merkmale der Willenshandlung und des Reflexes gleichzeitig an sich trägt.«

Ich erwähne noch zum Schluss meiner Darstellung der Wundt'schen Willenslehre, dass im Wesentlichen übereinstimmende Ansichten von G. H. Schneider in seinen schon erwähnten Werken und von Höffding in seiner Psychologie (deutsch übersetzt 1887) entwickelt worden sind. Ich sehe mich daher nicht veranlasst näher auf dieselben einzugehen. Auch Ladd in seinen Elements of physiological psychology 1887 hat sich der Wundt'schen Theorie zum großen Theil angeschlossen.

### Schluss.

Meine Darstellung hat mit dem Referat über diejenige Willenslehre, welche ich für richtig halte, ihren natürlichen Abschluss gefunden. Ich blicke nun zurück auf den durchmessenen Weg und suche mir zu vergegenwärtigen, ob Absicht und Ausführung meiner Arbeit in einigem Einklange stehen. Ich wollte einen kritischen Beitrag zur Theorie des Willens liefern, eine Verständigung über diesen wichtigen Gegenstand der Psychologie herbeiführen helfen. Dazu wurde auf Grund einer einfachen, aber, wie ich meine, genügenden Eintheilung die Begründung geprüft, welche die einzelnen Theorien zum Ausgangspunkt genommen haben, und die Thatsachen in Betracht gezogen, welche sich jener Erklärung fügen sollten.

Es fand sich zunächst, dass, wo man den Willen als eigenenthümlichen Bewusstseinsvorgang anerkannt hatte, metaphysische oder logische Ueberlegungen die Veranlassung gaben, eine ohne den Willen arbeitende Theorie des geistigen Lebens zu entwickeln. Ich glaubte zeigen zu können, dass jene allgemeineren Erwägungen weder diese Folgerungen nothwendig ergeben, noch die letzteren dem Thatbestand in befriedigender Weise gerecht geworden sind. Diese Kritik der relativ negirenden Richtungen hat ihre Vollendung in der positiven Darstellung einer Theorie erhalten, welche jenen metaphysischen und logischen Schwierigkeiten keine Angriffspunkte

bietet und bei ihrer ausschließlichen Bemühung das Gegebene zu erklären wahrhaft empirisch genannt werden muss.

In höherem Grade, als bei den relativ negirenden Richtungen, fand der empirische Gesichtspunkt bei den absolut negirenden seine Verwendung. Sollte man in dem Wollen kein elementares Phänomen des Bewusstseins entdecken können, so musste dies Resultat durch eine sorgfältige Analyse des unmittelbar Gegebenen gerechtfertigt werden. Trotzdem zeigten sich auch hier weitere Gründe für die einzelnen Behauptungen, theils ein genetischer, theils ein physiologischer, die vollkommen deutlich die Interpretation des Thatbestandes beeinflussten. Auch hier konnte darauf hingewiesen werden, dass entweder die Analyse des Bewusstseins ungenügend oder der gewählte Ausgangspunkt unrichtig verwerthet oder überhaupt in seiner Berechtigung zu bestreiten sei.

Am Eingang des zweiten Abschnitts begegnete uns zuerst flüchtig die Meinung, dass der Wille nur eine unbewusste Realität besitze. Auch dieser Ansicht mussten wir entsagen, weil sie ungenügend begründet war. In den Thatsachen vor allem konnte sie keine ausreichende Stütze finden, weil ja das Unbewusste verschiedener Deutung empirisch zugänglich blieb. Dem rein empirischen Standpunkt sahen wir dann die eigentlich positiven Willenstheorien zuneigen. Wir konnten hier zwischen einem engeren und weiteren Willensbegriff unterscheiden. In Bezug auf jenen ließ sich zeigen, dass der Wille als Entschluss auf einfachere Vorgänge zurückgeführt werden könne, und dass für seine Wirksamkeit weder bestimmte Motive noch bestimmte Leistungen bindend und charakteristisch seien.

Die Besprechung einer eklektischen Ansicht, die uns zu einiger Klarheit über das Wesen der inneren Wahrnehmung verhalf, leitete hinüber zu den Vertretern eines weiteren Willensbegriffs. Eine erste logische Gruppe derselben befriedigte die psychologischen Anforderungen nicht, welche zu erheben waren. Nach ontologischer Methode suchte man hier den Thatsachen die nöthige Erklärung zu schaffen. Aber nur der täuschende Schein einer Erklärung kam auf diese Weise zu Stande. Man entfernte sich in demselben Grade von den concreten Thatsachen, als man sich ihnen zu nähern glaubte, und man verhüllte in einem abstracten Dunkel, was die unmittelbare Helligkeit des Bewusstseins an sich trug. Um so mehr wurden

die bisher in der Kritik hervorgehobenen Grundsätze und Postulate von der empirischen Erweiterung des Willensbegriffs befriedigt, deren Darstellung ich meine letzten Bemühungen widmete und deren Schwierigkeiten für die gewöhnliche Auffassung ich ein wenig zu heben versuchte.

Bei dem engen Zusammenhang, in welchem die Ansicht vom Willen mit der Entwicklung der modernen Psychologie überhaupt steht, habe ich auf die letztere mit einigen Worten hingewiesen. Es ist interessant zu bemerken, wie die Werthschätzung des Gegebenen immer mehr in den Vordergrund tritt, und wie eine sorgfältige Analyse desselben allmählich die wichtigste Aufgabe der psychologischen Arbeit wird. Von großer Bedeutung für eine richtige Lösung derselben ist die Auffassung der inneren Wahrnehmung und des Bewusstseins, und hierauf einzugehen war an einigen Stellen Gelegenheit geboten.

Die psychologische Forschung ist bisher noch mehr oder weniger in einer Ueberschätzung des im Vorstellungsinhalt Gegebenen begriffen gewesen. Vielleicht hat dies seinen Grund in dem alten Bedürfniss, die seelischen Vorgänge zu substantiiren. Es ließ sich leichter begreifen, wie Vorstellungen außerhalb des Bewusstseins psychisch fort dauerten, als Gefühle und Willensacte. Die Vorstellungen konnten als etwas Dingliches aufgefasst und demgemäß gleich den Objecten der äußeren Wahrnehmung mit einer objectiven Existenz bedacht werden. Diese Ansicht wird wahrscheinlich immer vollständiger der anderen Platz machen, wonach Vorstellungsinhalte nicht minder als Gefühle und Willensacte in unserem Bewusstsein zu einheitlichen Vorgängen verschmelzen und aus diesen als Resultate logischer Analyse gewonnen werden. Dann haben die Vorstellungen keine größere empirische Realität, als die anderen von ihnen unterscheidbaren Elementarphänomene, und man hat dann auch kein Recht, sie in der Theorie des geistigen Lebens zu bevorzugen.

---